

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien

Friedrich Karl von Duhn





Ein vollständige[...] „Aus Natur und Geisteswelt" [...]ses Bandes.



Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
114. Bändchen

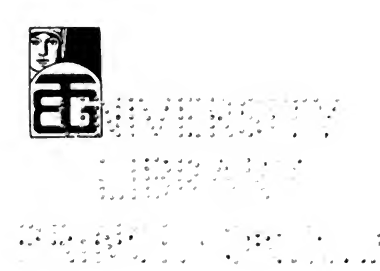
Pompeji

eine hellenistische Stadt in Italien

Von
Prof. Dr. Friedrich von Duhn
in Heidelberg

Mit 62 Abbildungen im Text und
auf einer Tafel, sowie einem Plan

Zweite Auflage



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1910



Vorwort zur ersten Auflage.

Den folgenden Blättern liegen Vorträge zugrunde, die ich im Jahre 1904 die Ehre hatte, im Auftrage der Oberschulbehörde in Hamburg zu halten. Da die Abschnitte II—VII zur Begleitung von sehr zahlreichen Projektionsbildern in freier Rede gesprochen wurden, hat ihr Inhalt nur dem Sinne nach konstruiert werden können. Fachgenossen wird auch ohne ersichtliche Hinweisung klar sein, in welchen Punkten meine Auffassung einiger vielverhandelter Fragen von derjenigen anderer abweicht; ebenso werden sie aber auch in meiner rasch zusammenfassenden Darstellung manches von dem leicht wiederfinden, was von den Forschungen namentlich August Maus, aber auch Nissens, Wiegands u. a. in den festen Besitz der Wissenschaft übergegangen und in anderen darstellenden Arbeiten niedergelegt ist.

Heidelberg, Herbst 1905.

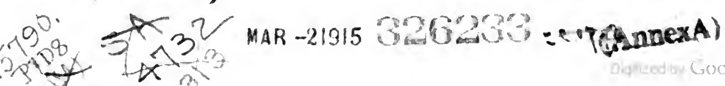
Vorwort zur zweiten Auflage.

Sorgsame Durchsicht, auch in Pompeji selbst, ist dem Büchlein von neuem zuteil geworden und mancher Zusatz oder Änderung eingefügt, die eigne Erwägung oder neue Entdeckungen erwünscht machten. Die Kritik, durchweg freundlich, hat einige Einwendungen erhoben, die ich berücksichtigt habe, wo sie mir berechtigt erschienen. August Mau, leider inzwischen der Wissenschaft und seinen Freunden entrissen, hat mir mündlich Bedenken geäußert gegen meine Vorstellung von der Entstehung von Stadt und Forum. Die Begründung seiner Einwendungen wird demnächst öffentlich erscheinen in einem Heft, welches Nachweise und wissenschaftliche Ausführungen zu seinem Buch „Pompeji in Leben und Kunst" bringen wird. Der Freundlichkeit des Herausgebers, Dr. W. Barthel, verdanke ich Einsicht in dasselbe. Maus Gegengründe haben mich nicht veranlassen können, meine Auffassung zu ändern. Die Fachgenossen mögen vergleichen und prüfen.

Die Ausgrabungsdirektion von Pompeji stellte mir für diese Auflage einen neuen bis auf die Gegenwart fortgeführten Stadtplan, ebenso die Vorlage für Abb. 8 zur Verfügung. Für beides ist ihr der Dank der Leser dieses Büchleins gewiß.

Heidelberg, Frühling 1910.

von Duhn.



Inhalt.

I. Entstehung und Wesen des Hellenismus. Sein Einzug in Italien, insbesondere in Kampanien.

Wäre Griechenland nicht gewesen, was wäre wohl aus Rom geworden? Und wäre Rom nicht Rom geworden, was wären wir? Sie haben oftmals von dieser Stätte aus das Wesen der hohen griechischen Kunst durch Meister des Fachs vorgetragen gehört, haben viele der herrlichen Bildwerke gesehen, sich in ihre Erklärung und Würdigung vertiefen können. Gestatten Sie mir, in meinen Vorträgen dies alles vorauszusetzen. Ich will Sie weiter hinabführen, hinaus über die Akropolis, über Olympia und Delphi, über Phidias, Praxiteles, Lysippos, Pergamon. Ich will Sie bitten, mit mir dem zivilisatorischen Zug zu folgen, welchen Kultur und Kunst Griechenlands nach Westen gemacht haben, sich mit mir zu versenken in das Bild einer Stadt, welche, durch die wunderbare Katastrophe des Jahres 79 n. Chr. begraben, uns im wesentlichen so vor Augen steht, wie sie verlassen wurde. Festgebannt im dahinrauschenden Strom der geschichtlichen Entwicklung steht dies Bild da und gestattet uns, den Finger zu legen auf vieles, was damals die Menschheit bewegte, die Menschheit einer zwar bescheidenen, aber schmucken Landstadt, eines kleinen aber unverfälschten Spiegelbildes großer Gemeinwesen. Es ist nicht Zufall, daß in der gleichmachenden Kaiserzeit die gerade in den letzten Jahrzehnten in so überraschender Fülle auf dem Boden Roms zutage tretenden Erscheinungen vielfache, natürlich vereinzelte Bestätigungen, manche vollkommene Parallele geben zu dem, was Pompeji uns reichlich zu erzählen weiß.

Die antike Kultur ist eine griechische. Unendliches hat das gottbegnadete Griechenvolk getan für das Geistesleben der Menschheit, mehr wie irgendein anderes Geschlecht der Menschen. Willig unterwarfen sich die Völker des Mittelmeergebiets und weit darüber hinaus seiner geistigen Führung, machten sich seine Güter zu eigen. Nicht nur indogermanische Stammesgenossen, sondern auch der Orient, der ursprünglich vielfach der gebende, wenigstens anregende, bald durchaus der nehmende, alsdann freilich wiederum zurück-

gebende Teil geworden ist: senkte doch auch das Christentum seine Wurzeln tief hinein in den Boden, welchen griechische Denker und Dichter befruchtet hatten, und holte es doch aus ebendiesem Boden seine Kraft, die Welt zu erobern und seine neue Weltanschauung zu begründen.

In wunderbarer Weise hat die politische Entwicklung der Mittelmeerländer die geistige Höhe Griechenlands erst gefördert, alsdann ermöglicht, daß solche Höhe fruchtbar wurde für die übrigen Länder der Alten Welt, ganz besonders für Italien. Werfen wir einen Blick zurück und vergegenwärtigen uns diesen Weg!

In unserm Hamburg habe ich kaum nötig, besonders zu sagen, daß der Handel der gewaltigste Hebel ist, den Gesichtskreis zu erweitern, die Kultur auszubreiten. Der Kaufmann bahnt die Wege, ihm folgt alles andere. Das Ägäische Meer ist nach Süden geöffnet. Die natürliche Meeresströmung längs der Küste Syriens aufwärts, alsdann westlich sich wendend, Kretas Nordküste streifend, erleichtert den seefahrenden Völkern des Südostens die Fahrt von SO nach NW. Auch der noch zaghafte Schiffer fand erwünschte Haltepunkte in den vielen Hafenbuchten, die weit ausgreifende Vorgebirge schützten, an den vielen Inseln, die des Meeres Wege sicher wiesen. Die großen Flußtäler Kleinasiens leiteten den Überlandverkehr leicht und natürlich an die Küsten Joniens, wo naturgemäß wichtige Umschlag- und Stapelplätze entstanden. Schon das dritte und zweite Jahrtausend v. Chr. sah im Ägäischen Meer einen staunenswerten Verkehr, ein starkes Einströmen von Elementen der wiederum um Jahrtausende älteren Kulturformen des ägyptischen und mesopotamischen Orients, die jedoch nicht einfach übernommen, sondern der vorgriechischen und griechischen Eigenart fein angepaßt, umgearbeitet, mit manchem Eigenen durchsetzt wurden: dergestalt, daß bereits im zweiten Jahrtausend die griechische Welt nicht nur nahm, sondern vielfach schon wieder reichlich vermehrt und umgebildet das Empfangene zurückgab. Das alles lernen wir jetzt von Jahr zu Jahr deutlicher kennen, namentlich durch die archäologischen Arbeiten auf Kreta und in Ägypten, nachdem Schliemanns Orthodoxie und Opfermut den Anstoß zur Entdeckung dieser großen griechischen Frühzeit gegeben hat.

Diese frühe Blüte, welche schon begonnen hatte, auch den Westen, Italien, Sizilien und Sardinien, ja Südfrankreich und Spanien zu umfassen, wurde geknickt durch gewaltige Stürme, Wanderungen der überall in Bewegung kommenden Völker. Die alten Kulturträger gingen nicht unter, aber sie stoben auseinander, oder traten in

sklavische Abhängigkeitsverhältnisse von noch barbarischen Herrenvölkern, meistens ebenfalls griechischen Stammes. Unsicher wurde das von Freibeutern aller Art durchstreifte Meer, die Fäden, welche nach Südost, nach West gesponnen waren, rissen für mehrere Jahrhunderte ab. Das war die sogenannte dorische Wanderung, von der noch altersgraue Sagen in späte Tage hinabklangen. Das Homerische Lied erhielt die vom poetischen Nebelschleier umwobene Erinnerung wach an die einstigen Zeiten hohen Glanzes und märchenhaften Heldentums.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen." Langsam und nicht ohne schweres Ringen mit den früheren rechtmäßigen Eigentümern oder untereinander bildeten sich heraus jene Stämme und Staaten, die später die griechische Welt waren, jede in ihrer Eigenart, wie sie durch Lage und Beschaffenheit ihres Landes und gewisse immanente Stammeseigentümlichkeiten bedingt und herbeigeführt wurde. Diejenigen früheren Insassen aber, welche die Freiheit vorzogen und mit frischem Wagemut übers Meer wandernd die Küsten und Inseln Kleinasiens bis zum fernen Cypern hin besetzten, sie stellten sich auf sich selbst, erfaßten mit klarem Blicke ihre neuen Aufgaben und wurden bald die Führer der Nation. In der Zeit vor der Völkerwanderung, der sogenannten kretisch-mykenischen Periode, waren Reichtum und politische Macht in wenigen Händen vereinigt; ein freies Erwachen des Individuums, eine Mitbetätigung auch des gemeinen Mannes an gemeinsamen Aufgaben, ja überhaupt Stellung solcher Aufgaben wäre damals kaum denkbar gewesen. Jetzt wurde das anders, zunächst in jenen Neuländern jenseits des Ägäischen Meeres, wohin die Einwanderer manch fruchtbaren Keim der alten hohen Kultur mykenischer Zeiten mitgenommen und sorgsam durchgerettet hatten, Keime, die ebensosehr in Sage und Lied, wie in der altionischen Kunst und Ornamentik wieder frische Reiser zu treiben begannen, als im europäischen Griechenland noch alles gebannt lag durch eine aus vormykenischer Zeit stammende, ganz Europa gemeinsame Unterströmung, eine während der kretisch-mykenischen Periode weiterlebende formenarme, rein lineare sogenannte geometrische Kunst und Naturauffassung.

Diese geometrische Kunst bezeichnet zunächst da, wo sie jünger ist, als der vom Orient kommende fremde, „kretisch-mykenische" Einschlag, gegenüber der naiven Naturfreude der glanz- und farbenfrohen, uns oftmals fast japanisch berührenden kretisch-mykenischen

Blütezeit einen gewaltigen Rückschritt; aber durch die strenge Schulung von Auge und Hand zu symmetrischer und stilvoller Rhythmik wurde sie der bescheidene Anfang zum Größten, was gerade durch diese Schulung Griechenlands Architektur, malende und bildende Kunst später geleistet haben. Und jene nach Osten vorgeschobenen griechischen Auswanderer waren es denn auch, die die abgerissenen Fäden mit den östlichen alten Kulturländern wieder anknüpften, nach Ägypten fuhren und dort den Pharaonen im Verteidigungskampf gegen Asien halfen, die dort Städte anlegten, Freistädte des Handels, der Segen und Reichtum in ihre Häuser brachte, und Wichtigeres noch, tausendfache Anregung und Kenntnis, während das Seevolk der Phöniker wie schon im zweiten Jahrtausend von Sidon, so jetzt von Tyros aus begann, von Ost nach West zu fahren, nach Cypern und Kreta zunächst, später auch in weitere Fernen, und dorthin allerlei Werke und allerlei Können des Ostens hinüberbrachte. Die solchergestalt anders, vielfach weiter gewordene Welt regte Dichter und Denker an, Erzieher ihres Volkes zu werden. An den nach fast kanonischer Regel aufgebauten Gestalten alter Ägypter und Ägypterinnen rankte sich empor die nachbildende, aber wie bei Pygmalions Statue den starren Stoff mit pulsierendem Leben durchdringende Marmorkunst der Inselgriechen, der Städte und Tempelstätten des griechischen Kleinasiens. Das Beispiel auswärtiger Industrien veranlaßte Verpflanzung derselben und neue reiche Ausbildung daheim; so z. B. der innerasiatischen Teppichwirkerei und Textilkunst, der ägyptischen Elfenbein- und Smaltkunst nach Milet und anderen Metropolen des Handels. Den Göttern, welche durch die erwachte Plastik menschliche Gestalt bekamen, errichtete man Wohnhäuser, Tempel, in Technik und mancher Einzelform an die großen Beispiele Ägyptens sich anlehnend, an Mannigfaltigkeit und Feinheit der rhythmischen und dekorativen Empfindung das Vorbild weit überstrahlend.

Der Handel kann nicht stillestehen. Mit elementarer Kraft durchbricht er die Schranken, welche die eigene Vergangenheit oder fremder Wettbewerb ihm aufzurichten scheinen. Das nächste Absatzgebiet für die glänzend emporblühenden griechischen Handelsstädte der kleinasiatischen Westküste und der vorgelagerten Inseln wurden die übrigen Küsten des Ägäischen Meeres; wo Städte waren, werden diese die natürlichen Abnehmer und Etappenplätze solchen Handels, solcher Industrie. So Korinth, Chalkis, Athen. Wo keine Städte waren, gründete man solche. Mit kühnem Mut zogen erst die Händ-

ler, dann die Kolonisten hinaus an die damals noch unwirtlichen Küsten Makedoniens und Thrakiens, in die Propontis und ins gefürchtete Schwarze Meer, setzten sich fest an geeigneten sicheren Plätzen, schlugen sich wohl oftmals tüchtig herum mit den Landeseingeborenen, verstanden es aber auch gut, als kluge Kaufleute die Kulturstufe der Eingeborenen zu heben und dadurch das Aufnahmebedürfnis für auswärtige Produkte bei ihnen zu wecken, sich ihnen bald unentbehrlich, die Naturreichtümer jeder Landschaft und ihrer Hinterländer sich dienstbar zu machen. In poetischem Bilde hat manches Sagengewebe, z. B. die immer weiter nach NO mit ihren Lokalisierungen vordringende Argonautensage, uns die Erinnerung an diese Ausbreitung des Griechentums nach N und O treu bewahrt.

Die von Jonien über das Meer getragenen Keime hatten im europäischen Hellas, zunächst gerade in Chalkis und Korinth, jenen beiden so überaus günstig für gute Seeverbindung und ihre Verwertung gelegenen Emporien, ein intensives industrielles und kommerzielles Leben erweckt, das nun seinerseits wieder nach außen drängte, Verwertung für seine Produkte, neue Absatzgebiete, Filialgründungen suchte. Die aufnahmefähigen Länder des nächsten Gesichtskreises waren bald erschöpft oder in festen Händen. Weiter nach Westen, in die weiten Gebiete des mittleren und westlichen Mittelmeeres drängte der suchende Blick. Schon die kretisch-mykenische Kultur hatte dorthin vereinzelte Strahlen gesandt. Dann war die Nacht der Wanderungszeit störend dazwischengetreten; erst als die Welt wieder zur Ruhe gekommen war, wagten wohl kühne Schiffer gewinndurstenden Sinnes die gefürchteten Fahrten über das Westmeer; im Nebel ruhte bis dahin noch Sizilien, z. B. den Sängern der Odyssee: Sklavenhandel zwischen Sizilien und den griechischen Westküsten ist bezeichnenderweise das einzige, was lohnend genug scheint, um das Risiko solcher Fahrten zu tragen. Schiffermärchen lagen noch lange über dem Westen. Das wird erst anders, als zunächst Chalkis, dann Korinth beginnen, nach Italien und Sizilien auch Schiffe auszusenden, die nicht heimkehren sollten, sondern Kolonisten tragen, die es wagen wollten, an den Küsten Italiens und Siziliens das zu tun, was die Bürger der ionischen Städte in den nördlichen und nordöstlichen Meeren, die Phöniker in der afrikanischen Westhälfte des Mittelmeerbeckens in jenen Jahrhunderten versuchten. Als Zeitpunkt der ersten zusammenhängenden Gruppe solcher Kolonien, im Osten Siziliens, geben die Alten die zweite Hälfte des achten Jahrhunderts an.

Als älteste Kolonie auf festländisch-italischem Boden war schon vorher durch die Chalkidier Kyme — Kumä — gegründet. Es war ein kühner Vorstoß, den die griechischen Seefahrer wagten, weit hinein in das Westmeer, nahe genug den zur See wie zu Lande gefürchteten Etruskern, in eine Landschaft, deren Bevölkerung erst höherer Gesittung gewonnen werden mußte: denn einheimische Leute wohnten bereits auf dem Burgfelsen Kymes und begruben ihre Toten an deren östlichen Abhängen und in der vorgelagerten Niederung. Friedlich oder feindlich — wahrscheinlich aber friedlich — mußten die Griechen sich mit ihnen auseinandersetzen, sie zur Mitarbeit gewinnen. Jedoch die reichen Fluren des schönen Kampaniens lockten, die an die Heimatlande erinnernden Gestaltungen von Küste und Gebirge mochten unwiderstehlicher überreden. Vorsichtig hatten die Chalkidier zunächst die Insel Ischia gewählt, sahen sich aber später veranlaßt, von dort auf das nahe Festland überzusiedeln. Warum, wissen wir nicht, dürfen aber mit Strabon vermuten, daß der Monte Epomeo den Chalkidiern den Aufenthalt auf der Insel ebenso bedenklich machte, wie noch im fünften Jahrhundert durch Hieron von Syrakus dorthin geschickten Militärkolonisten: eben jener Vulkan, der als solcher zuletzt 1302 tätig, noch heute gefahrdrohend ist. Sie werden sich erinnern an die furchtbare Katastrophe, welche 1881 das lachende Casamicciola zerstörte.

Eine andere Frage ist, weshalb die Griechen den einsamen trotzig aus flacher Küstenebene aufragenden Trachytfels von Kyme zu ihrer Niederlassung wählten, am offnen Gestade, während ungleich günstigere Hafen- und Siedlungsverhältnisse näher dem Vesuv gewinkt hätten, am fruchtumkränzten Golf von Pozzuoli oder an dem Platz, den seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. Kymes Tochterstadt Neapel einnahm. Vielleicht war's wirklich nur Rücksicht auf die Festigkeit der Lage, damals wohl oft noch höher geschätzt als ein guter Hafen oder günstige Verbindung mit dem Hinterland. Denn von letzterem war Kyme durch die vulkanischen Gebirge um den Golf von Pozzuoli abgeschnitten und mußte sie in weitem Bogen umkreisen; die reiche südlich vom Vesuv liegende kleine kampanische Ebene, in der sich später Pompeji erhob, blieb dabei ganz außerhalb des Gesichtskreises. Neapel dagegen hatte ganz Kampanien bequem hinter sich und einen guten Hafen, hat daher später auch die Mutterstadt völlig überflügelt, ja totgemacht. Und auf Pizzofalcone hätten auch bei Neapel die Chalkidier eine sehr naturfeste Stadtlage finden können. Woher also die Wahl des so abseits ge-

legenen Kyme durch ein Volk, das sich sonst überall ausgezeichnet hat durch seinen wunderbar scharfen Blick für richtig gelegene Ansiedelungsplätze? Vielleicht gibt uns auf diese Frage eine Tatsache Auskunft, die ich im Herbste 1903 so glücklich war, selbst mit beobachten zu können. Die Alten erzählen uns, bis zum Jahre 79 n. Chr. sei der Vesuv bis oben hinauf bewachsen gewesen, grün von Wald und Wein, niemand habe an die Möglichkeit eines Ausbruches geglaubt. Aber das Gedächtnis der Menschheit ist kurz. Der Name selbst des Berges — Vesuvius, Vesbius — d. h. Brennberg, Feuerberg — sagt uns, daß schon viel viel früher die Menschen Gelegenheit hatten, seine gefährliche Natur zu erkennen. Und als man nun im Sommer 1903 an einem Punkt der südlichen Sarnoebene, zwei Stunden von Pompeji, mit Ausgrabungen einsetzte, fand man Gräber einer einheimischen Bevölkerung, die jüngsten nach den beigegebenen Fundgegenständen zwischen 800 und 700 v. Chr. geschlossen, und hart über ihnen eine starke Bimssteinschicht, alsdann eine hohe Aschenschicht, darüber Fruchterde, alles dies ohne jede Spur menschlicher Anwesenheit, dann abermals eine Bimssteinschicht, darüber wieder Asche und Erde und dann zahlreiche Reste römischer Besiedelung aus der Zeit nach der Zerstörung Pompejis. Der Schluß war klar. Eine dichte Bevölkerung wohnte hier harmlos noch im achten Jahrhundert v. Chr. Plötzlich störte der Berg sie aus ihrer Ruhe und deckte alles zu in furchtbarer, noch durch keinen Geschichtsschreiber damals uns berichteter Katastrophe. Jäher Schreck erfüllte die Überlebenden, keiner wagte zurückzukehren. Erst 800 Jahre später nimmt der Mensch das Wagnis wieder auf, nachdem der zweite, der große pompejanische Ausbruch inzwischen noch erfolgt war. Wo solche Katastrophen stattfanden, begreift man, daß die griechischen Ansiedler auf Ischia dem unheimlichen Berge, der sich schon vor diesem gewaltsamen Lebenszeichen unliebsam bemerkbar gemacht haben mochte, lieber etwas aus dem Wege gingen und sich in Kyme sicherer fühlten, als zu Füßen des Vesuvs am Golf von Neapel.

Kyme ist der erste und für lange hinaus wichtigste Ausgangspunkt gewesen für die Zivilisierung Italiens. Von hier aus ging die Sonne griechischer Kultur auf über den schönen Gefilden Hesperiens. Nicht unbegründet, wenn auch nicht mehr ganz unbestritten ist die Annahme, daß das griechische Alphabet, daß Münze, Maß und Gewicht von hier ihren Weg wie zu den meisten italischen Stämmen, so auch zu Latinern und Etruskern gefunden habe. Ge-

stützt wird diese Annahme durch manche Tatsachen, die wir der geduldigen Bodenforschung in Mittelitalien verdanken. Kyme sicherte sich vorsorglicherweise, als erste Gründerin eines griechischen Messina, die freie Durchfahrt der sizilischen Meerenge. Später gründete Chalkis selbst, dann Korinth in Sizilien zahlreiche und bedeutende Kolonien, andere griechische Staaten besiedelten die tyrrhenischen und ionischen Küsten Süditaliens, so daß ein wahres Großgriechenland wurde aus diesem schönen Lande. Dennoch können alle diese Städte kaum in Betracht kommen für die Übertragung der Keime griechischer Gesittung in das eigentliche Herz der Halbinsel, wo die weltbeherrschende Roma sich erheben und alles Frühere in sich aufnehmen und verarbeiten sollte. Das Verdienst, Rom hellenisiert zu haben, gebührt immer in erster Linie Kyme und ihrer Tochterstadt Neapel, in zweiter dem ebenfalls früh von griechischen Kulturelementen durchsetzten Nachbarlande Etrurien, das zeitweilig sogar seine gebietende Hand schwer über Rom und Latium hielt, ja im fünften Jahrhundert sie vorübergehend bis nach Kampanien ausstreckte. In Etrurien war ein hochbegabtes, aber selbständiges, von allem Italischen völlig verschiedenes Volk das Herrengeschlecht, das eine fremde, in der ersten Kaiserzeit ausgestorbene, uns heute leider noch unverständliche, nichtindogermanische Sprache redete.

Dieser fremdartige rätselhafte Volksstamm, der Sauerteig Italiens noch im Mittelalter und in der Renaissance, hatte während der Zeit der Völkerwanderungen mit bewaffneter Hand die italische Grundbevölkerung zu dienender Stellung innerhalb seines Bereiches hinabgezwungen und in seiner Hand die noch jungfräulichen Mittel des durch wertvolle Metalle und köstlichen Fruchtboden reichen toskanischen Landes vereinigt; er richtete dann die Blicke nach auswärts, war früh aufnahmefähig geworden für die Erzeugnisse der östlichen Kulturländer und hatte mit dem Phöniker, dem Karthager sich ebenfalls auf guten Fuß gesetzt. Der semitische Handelsmann war aber überall im Mittelmeer der erbitterte rücksichtslose Gegner des Griechen. Fast jedes reiche etruskische Grab älterer Zeit — und viele reiche Gräber hat uns das prachtliebende Volk übermacht — gibt uns Beweise an die Hand für diese scharfe Handelskonkurrenz zwischen Griechen und Semiten. Mehr wie einmal gelang es den Karthagern, die befreundeten Etrusker so sehr auf ihre Seite zu ziehen, daß gemeinsame kriegerische Züge zu Lande und zur See den verhaßten Griechen das Ende bringen, die noch freien Italiker unter Etrurien zwingen sollten. Aber immer wieder

gelang es den kriegerisch geschulten Griechen obenauf zu kommen, auch für sich die Handelswege nach Etrurien und weiter hinauf zu Lande und zu Wasser offen zu halten. Wacker schlugen sich Kymäer und Phokäer aus Ionien mit den verbündeten Gegnern wiederholt herum; unter den Mauern Kymes sichert 474 eine gewaltige Seeschlacht, in der König Hieron von Syrakus den vereinigten Gegnern die Stirn bieten mußte, die kommerzielle Führung den Griechen auch im tyrrhenischen Meergebiet. Sechs Jahre vorher wurde das sizilische Griechentum in der großen Schlacht bei Himera durch dieselben Syrakusaner Fürsten vor dem gleichen ihnen von Karthago drohenden Geschick gerettet, das Xerxes und seine Perser im selben Jahre den Griechen daheim zu bereiten suchten. Aber derartige Gegensätze erlöschen nicht, solange der Gegner noch leistungs- und widerstandsfähig ist, einst wie heute. Immer wieder wird das Ringen um die kommerzielle Vorherrschaft schließlich politische und kriegerische Formen annehmen — das ist eine harte Lehre der Geschichte. Die Punischen Kriege zwischen Rom und Karthago sind nichts als der letzte blutige Austrag dieser alten Gegensätze.

Doch wir eilen den Dingen voraus. Kehren wir zurück nach dem schönen Kyme! (Abb. 1—3.) Kein Italienfahrer darf unterlassen, diesen historischen Fleck Erde zu besuchen. Auch landschaftlich wird er sich hoch belohnt fühlen. Wir stehen auf dem von Trümmern übersäten Burgfelsen, seine Geschichte spricht vernehmlich zu uns, bis herab zu jenem Todesringen der Letzten unseres edlen Ostgotenvolkes, die den hierher geflüchteten Kriegs- und Königsschatz gegen Narses vergeblich zu verteidigen suchten. Narses stürmte die Burg, zerstörte alles; von da ab ruht Kirchhofsfrieden über der hehren Stätte. Wir blicken um uns: Unter uns spielt in ewig gleichem Rollen die blaue Flut des Meeres gegen den weißen Sand; links heben sich aus dem Meere hoch empor die schönen Formen Ischias, davor das flachere Procida. Dazwischendurch greifen die Meeresarme hinaus in den Golf von Neapel. Diese Durchfahrten beherrscht Kap Misenum, kühn aufsteigend: Rom hatte hier seine Tyrrhener-Meer-Flotte. Daneben ragt von fern herüber der Vesuv, so friedliche Wölkchen ausstoßend, als habe er es nie so bös meinen können. Nach der anderen Meeresseite schweift der Blick ungehindert über weite Ebenen, vorbei an den traubenschweren Massikerbergen, an den trotzigen Formen der Berge von Gaeta, Fra Diavolos Heimat, hinüber zu dem fernen, märchenhaft wie eine Insel aus dem Meere

steigenden circejischen Vorgebirge, dem Sitz der Zauberin Kirke, der Südwestspitze des latinischen Landes: wiederum der Markstein im Süden für den, der von der Höhe des Albanergebirges auf Rom und die Campagna hinunterblickt. Wie klar wird's hier, daß diese Lande bestimmt waren, eine Geschichte zu haben, daß sie notwendigerweise zueinander drängen, daß Kyme Rom sich geistig,



Abb. 1. Kyme, durch den Arco felice gesehen.

Rom Kampanien sich politisch erobern mußte, um Herrin des italischen Meeres zu werden! Zu Füßen links und rechts gewahrt das Auge die Lagunen von Licola und Fusaro, eingebettet in den flachen baumbewachsenen Küstenstreif, schützend dem Burgberg vorgelagert von Nord und Süd, zur Aufnahme der flachgehenden Schiffe des früheren Altertums wohlgeeignet. Das ganze einstige Stadtgebiet selbst aber, zu unsern Füßen nach Süd und Ost aus-



Abb. 2. Kyme, von der Landseite.

gebreitet, ist jetzt ein großer überreicher Weinberg, köstlich anzuschauen im September und Oktober, wenn alles von bacchischem Jubel widerhallt und die schweren Trauben überall durchs Laub funkeln, sogar hinabwinken den Ausgräbern, die mitten zwischen



Abb. 3. Akropolis von Kyme.

dem Wein sich in die stille Tiefe graben, um dem Boden die Geheimnisse seiner Geschichte abzulauschen. Diese Stadtmulde wird in der Richtung nach Puteoli und Neapel von einem wirren vulkanischen Gebirge abgeschlossen, durch das nur ein einziger künstlicher Durchschnitt, jetzt von einem römischen Wasserleitungsbogen überbrückt, der römischen Straße, auf deren Pflaster wir noch heute wandeln, den Durchlaß gewährt, der sogenannte Arco felice. Bei schlechtem Wetter, starkem Scirocco, mag zwar der Golf von Pozzuoli manches kymäische oder nach Kyme strebende Schiff schützend aufgenommen haben: Puteoli selbst, auf ins Meer vorspringender Felszunge sehr geschickt angelegt, war in der Zeit von Kymes Seeherrschaft nur ein untergeordneter Reservehafen der Kymäer. Erst nach dem Hannibalischen Kriege wurde es der von Rom in jeder Weise geförderte Welthafen, eine Art Gegenneapel, ungefähr was Altona und Harburg für Hamburg, Geestemünde für Bremen, nur mit besserem Erfolg. Denn Neapel war noch in römischer Zeit griechischsprechende freie Reichsstadt geblieben, aus Höflichkeit und römischer Achtung vor allem geschichtlich Gewordenen, namentlich wenn dasselbe griechisch war.

Der einzig bequeme und leidlich sichere Ausweg für Kyme ins Hinterland führte einst nordwärts zwischen dem Lago di Licola und jenem Bergzug hin, der Hauptweg ins Innere, noch heute erkennbar, begleitet von den Gräbern der alten Kymäer. In mehrere Straßen gabelte sich später, nachdem die Nordspitze jener Gebirgsgruppe überwunden war, diese Straße. Zwei Arme zogen nordwärts, an der Küste und durch ein Längstal des Innern. Durch sie fand Handel und Verkehr nach Latium und Etrurien seinen sicheren bequemen Weg. Drei Wege dagegen zogen ostwärts nach den drei Tälern, welche das Innere Unteritaliens aufschließen. Und jeweils am Ausgang jedes dieser Täler entstand eine Stadt, die als Umschlagplatz diente zwischen den Bewohnern der Berge, den Kampanern der Ebene, den Griechen der Küste. Diese drei Städte, zugleich wichtige lokale Mittelpunkte und im Notfall Talsperren, waren Capua, Suessula und Nola. Erforschen wir ihre Gräber — namentlich in Suessula, der mittleren, am Ausgang des caudinischen Tales, ist das mit schönem Erfolg geschehen —, so vermögen wir dem Boden Stück für Stück zu entnehmen, was ureinheimisch, was griechisch, was einheimisches Surrogat für Griechisches ist. Durch mehr wie fünf Jahrhunderte geleiten uns diese Gräber und lehren uns das allmähliche Steigen der Begriffe vom Leben nach dem

Tode, daneben aber auch die Bedeutung und Stärke des griechischen Imports, sowie die Steigerung des einheimischen Kunstverständnisses und eignen Könnens würdigen. Metallgerät und Tongeschirr, kostbarer Schmuck aus Edelmetall, Glasperlen, imitierte Skarabäen, Münzen und aller erdenkbarer Tand, wie er früher auch den Männern, später den Frauen und Kindern noch Freude macht, ist jenen Gräbern entstiegen, in viel reicherer Fülle, namentlich aber größer und massiger, als in den Griechengräbern von Kyme selbst. Denn der Grieche hatte schon damals eine höhere Vorstellung vom jenseitigen Leben, als der Italiker, eine weniger materielle. Je höher seine geistige Erhebung stieg, um so bescheidener wurde Inhalt und Schmuck der Gräber, während der Barbar wenigstens in den älteren Jahrhunderten sich nicht genugtun kann in glänzender standesgemäßer Ausstattung des Toten. Erst als die Totenverbrennung auch in den Städten des Hinterlandes einzusetzen beginnt, als die einheimischen Münzen griechische Aufschriften tragen, auch auf einheimischen bemalten Vasen griechische Sagen ernst wiedererzählt oder lustspielmäßig travestiert uns entgegentreten, wird auch die Empfindung des Italikers griechischer, legt er den Barbaren ab.

Diese Wandlung seines eignen Wesens, diesen Schritt zum vollkommenen Aufgehen in griechische Geistesbildung begann der weiche, aufnahmefähige, bildsame Italiker der Küste um dieselbe Zeit, als in Athen griechisches Wollen und Können, Empfinden und Denken seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die homerische Götterwelt war in den vorausgegangenen Jahrhunderten, wo das epische Lied seinen Siegeszug durch die griechischen Lande gehalten hatte, Gemeingut der gebildeten Welt geworden, und attische Künstler, allen voran Phidias, hatten es verstanden, was jeder empfand, in eine Form zu gießen, die göttliche Hoheit und menschliche Schönheit derartig vereinigte, daß keine beider Eigenschaften die andere beeinträchtigte, daß jeder, auch wer die griechische Sprache noch wenig verstand, von solchem Bilde ergriffen daran zu glauben lernte. Das Verständnis für menschliche Schönheit war geweckt, wurde Besitz der Menschheit. Die Griechen lehrten in ihren öffentlichen Ringschulen, auf ihren nationalen Spielplätzen, wie für Knaben und Mädchen solche gottgefällige Schönheit zu erringen, wie sie dem erwachsenen Alter zu bewahren sei. Die attische Normalschönheit eroberte die Welt, wie die Sprache Athens damals die Einzelmundarten aus amtlichem Gebrauch und höherer Literatur verdrängte, wie die gesamte attische Kunst damals die Dialekte der verschiedenen griechischen Kunst-

gebiete in sich aufnahm, sie aufsog und zu ihrer eigenen Stärkung verwendete, wie das in diesem fünften Jahrhunderte zu eigenartiger dichterischer Höhe in Athen neu ausgebildete fromme Schauspiel oder das weniger fromme Lustspiel seinen Siegeslauf von hier begann. Daß sich später im Barbarenlande überall Tempel den griechischen Göttern, Theater, Ringschulen erhoben — wir sehen das in Pompeji —, das war im letzten Grunde doch die natürliche Folge dieser großen Zeit. Der Erbfeind war damals in Ost und West siegreich aufs Haupt geschlagen und alles blickte auf Athen als auf das klare Auge und den starken Arm von Hellas, als auf den politischen Mittelpunkt der griechischen Welt, den geistigen des ganzen Mittelmeergebietes. Selbst Karthago wurde in dieser Zeit eine geistig nahezu griechische Stadt.

Aber der Neid der Götter duldete nicht auf lange solchen Glanz. Der Einigung von Hellas unter Athen widersetzte sich der Partikularismus. Der 28jährige Bruderkrieg zerfleischte die hellenischen Lande, der Völkerfrühling war zu Ende. Und als in diesem wehevollen Kriege Athen einmal glaubte, sein Haupt frei heben zu dürfen, da ward es von der Hybris erfaßt und streckte seinen Arm aus nach verbotener Frucht, weit hinaus nach Westen, um sich und sein Wollen, seinen Handel und sein Geld an die Stelle zu setzen der blühenden Städte Siziliens. Vor Syrakus sank Athens Macht nach langem verzweifelten Ringen ruhmlos dahin, mächtig empor stiegen Syrakus und Tarent, Athens Westhandel, seine Weltindustrie waren gebrochen, zwischen Griechenland und Italien ein Schnitt gemacht, den auch die römische Kaiserzeit nur überkleben, nicht mehr heilen konnte, ein Schnitt, der dauernd auseinanderriß, was füreinander gemacht erschien, ineinander hineinwachsen wollte.

Der leuchtende Stern Athens erblaßte während des langen Bruderkrieges, der Mikrokosmos der Einzelstaaten und Stäätlein begann wieder. Verlangend pochten an die Tore der italischen Griechenstädte die politisch und geistig erstarkten Stämme des Binnenlandes, denen die höher gestiegene eigene Bildung das Bewußtsein ihrer Kraft verliehen und gehoben hatte. Auch sie verlangten jetzt ihren Platz an der Sonne, und kein Athen, kein starkes Gesamtgriechenland war mehr da, das die griechischen Städte hätte schützen können. Eine nationale Reaktion setzte ein, die mancher Griechenstadt ihre selbständige, ihre griechische Existenz kostete. So fiel denn 420 auch Kyme und wurde eine oskische Stadt. Neapel vermochte seine nominelle Freiheit nur durch weitgehende Konzessionen an die einheimische

Italikerbevölkerung zu erkaufen. Es bildete sich bald eine eigene kampanische Nation; die griechisch gewordenen Münzaufschriften wurden allmählich fehlerhaft, halbbarbarisch, später ganz oskisch, aber die Münzbilder der dargestellten Götter blieben griechisch. Ging auch der Geschmack herunter, verrohte auch das Kunstverständnis etwas, nachdem die unmittelbare Fühlung mit Athen abgeschnitten war, kaum noch ein athenisches Kunstwerk mehr nach Kampanien kam, wurden auch die religiösen Vorstellungen wieder materieller, so hatte das Griechentum doch so stark Wurzel gefaßt, daß es, wenn auch politisch besiegt, geistig immer wieder siegte.

Gewaltig regte sich Rom, dehnte sich mit kräftigen Armstößen nach allen Seiten; Etrusker, Samniten, Kampaner mußten sich im Laufe des vierten Jahrhunderts gewöhnen, in der Bauernstadt am Tiber eine Macht zu sehen, mit der sich gut zu stellen nützlicher war, als mit ihr zu kämpfen, der sich zu unterwerfen richtiger schien, als noch unmöglichen Freiheitsträumen nachzugehen. Etruskermacht und Griechentum mußten sich beugen, die kräftige Faust Roms zwang die Samniten ins Joch; immer mehr trieb Italien seiner Einigung unter Roms Führung zu.

Es war eine eigene Fügung, daß das Griechentum im Westen einer nichtgriechischen Macht die Zügel abgeben mußte, gerade da, als es im Osten der Vollendung seines Geschicks in so ganz anderer glanzvoller Weise entgegenging. Seit den Perserkriegen hatte griechisches Wesen in stillem Vordringen Kleinasien und Syrien derartig durchsetzt, daß der Siegeszug Alexanders eigentlich nur die politische Ratifizierung der schon vollzogenen geistigen Eroberung des Ostens war. Seit Alexander wurde das Griechentum die Weltmacht des Ostens und ist es geblieben, bis türkische Barbarei in Konstantinopel einzog, eine Weltmacht politisch und geistig: ich erinnere nur an die eine Tatsache, daß das Neue Testament ohne Alexanders Zug nicht hätte griechisch geschrieben werden, nicht die Welt hätte gewinnen können.

Aber durch diese neue Weltmachtstellung erfuhr es eine innere Wandelung von allergrößter Bedeutsamkeit. Das alte athenische Griechentum des Perikles und Phidias, des Sophokles und Aristophanes war die feinste Blüte jenes Baumes, der unter dem belebenden Hauch des Ägäischen Meeres erwachsen war wie der Ölbaum der Athene, die reinste Vervollkommnung eines in ungestörter national selbständiger Entwickelung vorwärts geschrittenen, einheitlichen, in sich geschlossenen Volkstums. Jetzt wurde das alles anders,

mußte anders werden. Waren auch Alexander selbst und seine Makedonier zwar Griechen, wenigstens Männer griechischen Stammes, war er selbst auch durch Aristoteles erzogen worden zum Vollgefühl, ein ganzer Hellene zu sein, so hatten sie doch bei dem Ringen um die höchsten Güter bis dahin sehr im Hintertreffen gestanden, und wurden nicht ganz ohne Grund von den Athenern nicht recht als ebenbürtig angesehen. Und als nun diese Makedonier Asien dem Griechentum zu Füßen legten, als sich nach Alexanders Tode alle jene Einzelkönigreiche bildeten, die Mittelpunkte griechischen Lebens werden wollten, die das Griechische auf Ägyptisches, Syrisches, Phrygisches und Persisches pfropfen mußten, da mußte naturgemäß auch dies Griechische etwas anderes werden, etwas allgemein Verständliches, mußte manche seiner besten und feinsten speziell attischen Eigentümlichkeiten und Errungenschaften ablegen, um seinem neuen Berufe, kosmopolitisches Bindeglied zwischen all den heterogenen Völkern und Stämmen zu sein, gerecht werden zu können.

Nicht nur die griechischen Menschen, sondern auch die griechischen Götter mußten in diese Neuländer wandern, mußten dort ihr Ansehen aufrichten, sich vertragen lernen mit den dort schon früher herrschenden Göttern, die nicht immer Neigung hatten, ihre Herrschaftsansprüche fallen zu lassen. Also mußten die griechischen Götter von ihrer ausschließlich griechischen Art manches aufgeben, mußten jedem etwas sagen. Die stille Gewalt, mit der diese herrlichen Schöpfungen menschlicher Dichtung und menschlicher Kunst schon früher stammverwandten Völkern in Italien gegenübertraten, die unentwickelten unplastischen italischen Götterformen zu sich heraufziehen, sich angleichen, sie in sich aufnehmen mußten — diese selbe Gewalt sollten sie nun auch fremdartigen Völkern von zum Teil sehr viel älterer Kultur gegenüber offenbaren. Da konnte man keine einfachen offenen Felsaltäre oder kleine bescheidene Tempelzellen brauchen. Da mußte imponiert werden. In den neuen Hauptstädten der Diadochenfürsten, die, nach wohlbedachtem Plan angelegt, schon durch ihr Dasein zeigen sollten, daß eine ganz neue Zeit angebrochen sei, wurden weiträumige Plätze, von Säulenhallen eingeschlossen, angeordnet, längs den Säulenhallen schöne Statuen, unter den Hallen vereinigt, was das Leben anziehend machen, was die Bewohner zum Zusammenkommen locken konnte. Und auf solchem Platze dann erhob sich das Hauptheiligtum der Stadtgottheit, nicht mehr bescheiden nur auf drei niedrigen Stufen, sondern emporgehoben über das alltägliche Getriebe auf hohem Unterbau, zu dem

breite Freitreppen hinaufführten. Andere Tempel wurden isoliert durch geräumige, von Mauern und Säulenhallen umgebene Höfe: der Orient war mit solchem Beispiel vorangegangen; der Orient folgt solchem Beispiel bis auf den heutigen Tag. Und in solchen mit Schmuckwerk beladenen Tempeln dann reiche Göttergestalten, die schon durch die äußere Pracht des Materials, die Größe der Ausführung Eindruck machen, ihr Herrscherrecht zum Ausdruck bringen sollten. Oder es wurden große Freialtäre errichtet, fürstlichen Opfern angemessen, wie jenes Wunderwerk in Pergamon, dessen Reliefschmuck in eindringlicher, pomphafter Sprache vor Augen führt, was die Olympier alles können, wie sie in mächtigem Kampf die Gewalten der Finsternis niederwerfen. Des Phidias Zeus leitete die Welt, thronend in seliger Ruhe, heiter und ohne noch sichtbarer Kraftäußerung zu bedürfen. Ein Jahrhundert vor Phidias, und wieder zwei Jahrhunderte später erscheint derselbe Gott weitausschauend im Kampf, den Blitz auf den niedergesunkenen Gegner schwingend. Welche Auffassung ist die höhere?

Die großen Götter traten mehr zurück, das Staatswesen braucht sie nicht mehr amtlich: der König regiert ja, selbst ein Gottessohn oder gar Gott, nach orientalischer, von Alexander aufgenommener Anschauung. Aber das Hervortreten des Einzelmenschen, der sich immer mehr steigernde Individualismus, je mehr dem einzelnen die Sorge um die Gesamtheit abgenommen wird, das Ablenken von Verfolgung öffentlicher Interessen aufs Privatleben, das Hervortreten der Frau bei Hofe wie in der Gesellschaft führt zu großen Umgestaltungen. Zunächst zur Verschönerung, zu reicherer Ausgestaltung der privaten Existenz. Da waren es denn Aphrodite und Eros, Dionysos und sein fröhliches Gefolge, die Musen und Chariten, allenfalls Hermes, der fröhliche Gott des Verkehrs und Gewinnes, zu denen man sich wendete, zu denen man betete, deren Bilder man sich gern aufstellte oder an die Wände malte, die in Tausenden von zierlichen Terrakotten, dürftig an Materialwert, dagegen eine Welt der künstlerischen Anmut, auch die engen Räume der Armen zierten. Solche Götter wurden von allen, auch von den nichtgriechischen Freunden des Wohllebens verstanden, die großen hellenischen Götter verlangten zu viel, um noch für den Einzelmenschen ein bequemer Umgang zu sein. Auch auswärtige Götter, namentlich ägyptische, zogen als gleichberechtigt in den griechischen Himmel ein; man konnte ja nicht wissen: vielleicht vermochten sie noch mehr, als die alten Olympier Griechenlands.

Die Höfe waren das Vorbild, nach denen der Höfling, die Gesellschaft, die Nachtreter der Gesellschaft sich richteten. Der Luxus, in jenen Sphären üblich und durch die fürstlichen Überlieferungen berechtigt, ergriff auch das Privatleben des einzelnen. Alkibiades war der erste Athener, der sich sein Haus ausmalen ließ, der viel kostbares Mobiliar besaß, — seine üppige Schlafzimmereinrichtung lernten wir kürzlich durch einen merkwürdigen Inschriftenfund kennen. In der großen Zeit von Alt-Hellas ragten die Tempel der Götter in ihrer buntfarbigen Marmorpracht einsam empor über die bescheidenen Häuser der Menschen. Das wurde jetzt anders. Die orientalische Freude an Gärten führte dazu, auch das Grün in das Innere der Häuser einzuführen, Grundriß und Abmessungen der Häuser dementsprechend zu verändern. Schon ein Produkt der Überfeinerung nennt Immermann im „Oberhof" völlig richtig das ästhetische Landschaftsgefühl. Wer irgend konnte, erweiterte sein Haus und schuf sich Ausblick in die freie Landschaft; wer das nicht konnte, malte sich doch solche. Wer vermögend genug war, täfelte seine Wände mit kostbaren bunten Marmorplatten, wer das nicht konnte, ahmte solche wenigstens nach in Stuck und Farbe. In alten Zeiten waren die Statuen, Reliefs, Gemälde bestimmt, als Eigentum des Gottes, als frommer Dank, als heißes Gelübde dargebracht zu werden; sie schmückten die Tempel, heiligen Bezirke, öffentliche Plätze und Gebäude, um dankbar zu erinnern an der Götter Hilfe bei ernster Tat oder edlem Spiel der Gottheit zu Ehren; auch Porträts Lebender wurden nur aufgestellt an heiliger oder öffentlicher Stätte, als Akt öffentlicher oder privater Dankbarkeit; so muß es noch verstanden werden, wenn in der Mitte des vierten Jahrhunderts Statuen großer Dramatiker im Dionysos-Theater aufgerichtet werden. Am frühesten, am wenigsten verhüllt tritt der private Charakter hervor an den Grabdenkmälern, namentlich vom fünften Jahrhundert ab.

Das wurde mit Alexander alles anders. In ein mit Täfelung, mit Mosaik und Malerei geschmücktes, einen anmutigen, der Architektur angepaßten Garten mit Säulenhallen umschließendes Privathaus gehörten auch schöne Bronzen, glänzende Marmorwerke. Selbst kleine Leute glauben sich solchen Luxus gestatten zu müssen. Das Mobiliar, die Geräte des täglichen Lebens nehmen anmutige, reich geschmückte Formen an; an Stelle der einfachen, billigen, aber durch edle Malerei oft herrlich geschmückten Tongefäße der vormakedonischen Zeit tritt das Metall, Bronze, aber auch Silber und

Gold, oftmals mit reich getriebener Arbeit verziert. Und wer sich das nicht erlauben kann, verlangt wenigstens Tongeschirr, das die äußeren Formen, annähernd sogar Farbe und den getriebenen Schmuck des Metalls nachahmt: so tritt die Reliefkeramik, die glasierten Techniken, auch das Glas selbst an Stelle der früher bemalten Tonware: die Stelle der Vasenmalerei nimmt die Toreutik ein und übt ihrerseits wieder mannigfache Rückwirkung auf die Tonplastik, aber auch auf die Marmorkunst, deren Reliefbehandlung im letzten Jahrhundert Pompejis z. B. ganz unter den Bann einer Stilbildung steht, die für das getriebene Metallrelief ihre Formung gefunden hat.

Die geistige Welt, mit der man sich umgibt, hat das Gepräge des Schöngeistigen, oftmals recht Parvenuartigen an sich. An Stelle der alten ernsten Dramen, die von Schuld und Sühne in hohen Tönen predigen und die Allmacht der Götter preisen, tritt die leichtgeschürzte Muse des bürgerlichen Lustspiels, des Mimus, der Parodie und Travestie, letztere gerade mit Vorliebe in Unteritalien. Nicht mehr als Dithyrambos, sondern als Liebeslied beschäftigt die Lyrik das Herz des Menschen; für sich selbst und für die Geliebte dichtet man, nicht mehr für die Götter oder für die gottsuchende und -fürchtende Menschheit. Erzählende Kunstwerke stellen nicht mehr die hohen Lehren des Epos oder des äschyleisch-sophokleischen Dramas dar: der Herzenskündiger Euripides ist es, dessen fein ausgesponnene psychologische Studien die müde Welt noch fesselten, aus dem Epos allenfalls noch solche Szenen, die zeigen, daß auch die Götter und großen Helden recht menschlich fühlen und handeln. Das Erotische tritt gern in den Vordergrund, wie die Liebe als treibendes Moment bei dichterischer und künstlerischer Schöpfung überhaupt eigentlich erst mit Euripides zur Geltung gekommen ist. Nicht mehr erheben will die Kunst, sondern Leute, die glauben, selbst gerade auf der Höhe des Lebens zu wandeln, angenehm beschäftigen.

Noch lange ließe sich die Darstellung dieser Wandelungen ausspinnen, mit Hilfe der beiden herrschend gewordenen philosophischen Modesysteme noch manche Seite in diesem großen geistigen Zersetzungs- und Werdeprozeß beleuchten. Es würde hier zu weit führen. Wer durch Pompejis stille Gassen und Häuser, oder durch die Säle des Neapler Museums schreitet, dem offenbart sich noch vieles und wird ihn berühren wie ein elektrischer Kontakt mit der Gegenwart. Und er wird es leicht verstehn. Denn es tritt in den richtig betrachteten Kulturformen des hellenistischen Zeitalters dem modernen Menschen das sogenannte klassische Altertum sehr viel näher, als

in den unserem Empfinden häufig viel ferner gerückten Gestaltungen der hohen Zeit althellenischer Größe, der wirklich klassischen Zeit.

Dies ist also — freilich nur in großem Umriß mehr angedeutet als gezeichnet — der Hellenismus, der auch in Italien mit fliegenden Fahnen einzog, nachdem Rom den Pyrrhos zurückgeschlagen, Tarent, des Südens große Metropolis, bezwungen, Großgriechenland annektiert und am Ende jenes dritten Jahrhunderts den bösen Hannibalischen Krieg überstanden hatte. Es ist kein Zufall, daß die ersten lateinischen Dichter, die ersten Übersetzer griechischer Dichtwerke und damit Volkserzieher Roms damals aus Großgriechenland nach Rom kamen. Dieser Prozeß der Hellenisierung Italiens, den der Archäologe aus Tausenden von Einzeltatsachen auch aus dem ganzen Lande belegen kann, tritt uns natürlich ganz besonders greifbar entgegen in der kampanischen Landschaft, die schon so lange Jahrhunderte hindurch unter dem vorbereitenden und ungeteilten Einfluß Kymes und Neapels gestanden hatte. Und wiederum nirgends so lebendig, wie in den vom Vesuv für uns zugeschütteten Städten, die uns das für die Kulturgeschichte der Menschheit so lehrreiche Bild noch unmittelbar und so fest datierbar vor Augen stellen. Wir verstehen, mit wie hohem Recht Horaz die Verse schrieb:

Hellas bezwungen, zwang den stolzen Sieger;
Zahm vor der Schönen kniet der rauhe Krieger,
Und sie füllt Herz und Hand des armen Wilden
Mit ew'ger Schönheit göttlichen Gebilden.

II. Der Hellenismus in Pompeji. Die Herausbildung der Stadt.

Wer heute von Neapel aus zwischen dem blauen Meere und dem rauchenden Vesuv dahinfährt, durch eine Landschaft, lachend, wie es wenige auf dieser Erde gibt, passiert Ortschaft auf Ortschaft, ohne zu merken, wo die eine aufhört, die andere anfängt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung spricht deutlich für die Fruchtbarkeit des Bodens dieses gottbegnadeten Stück Erde. Zu Zeiten des Augustus war das gerade so, nach dem Zeugnis des Geographen Strabon. Nachdem er diesen Anblick geschildert, fährt er fort: „Oberhalb dieser Orte erhebt sich der Berg Vesuv, bis an den Gipfel von herrlich angebauten Feldern umgeben; dieser aber ist größtenteils flach und ganz unfruchtbar, dem Ansehen nach aschig, und man sieht Höhlungen in den porösen Steinen, als wären sie

von Feuer zerfressen, so daß man den Schluß ziehen möchte, die ganze Kuppe habe einmal gebrannt, enthalte Feuerkrater und sei erloschen, als dem Berge der Stoff ausgegangen. Vielleicht ist gerade das der Grund der ihn umgebenden Fruchtbarkeit; sagt man doch auch, daß bei Catania die Gegend so vorzüglichen Wein hervorbringe, weil ein Teil derselben mit der vom Ätna ausgeworfenen Asche bedeckt sei." Strabons Zeitgenosse Vitruv weiß noch, daß nach Menschenerinnerung der Berg gelegentlich heiße Luftströme, auch mitten zwischen den Feldern Flammen ausgestoßen habe. Das war aber auch alles. Fröhlich und glücklich lebte man dahin, bis am 5. Februar des Jahres 63 n. Chr. ein starkes Erdbeben an unheimliche Gewalten erinnerte. Gewaltige Zerstörungen waren die Folge. Aber leicht vergißt südlicher leichter Sinn. So wie heute ein fröhliches Treiben herrscht auf der Todesstätte Casamicciolas, so ging man auch in den Vesuvstädten an ein lustiges Wiederaufbauen des Zusammengestürzten; überall verschönerte, modernisierte man, und war noch mitten in dieser erfreulichen Tätigkeit, als der große Ausbruch des 24.—26. August 79 sein schwarzes Leichentuch deckte über Gerechte und Ungerechte:

> „Alles begraben nun liegt in Flammen und trauriger Asche,
> Selbst die Himmlischen reut's, daß sie zerstören gedurft."

klagt der Zeitgenosse Martial.

Was den Menschen von damals jähen Schreck und gewaltiges Grauen verursachte, so nachhaltig, daß die am schwersten betroffenen Orte lang gemieden wurden, erfüllt uns mit anderen Gefühlen. Seit das achtzehnte Jahrhundert begonnen hat, die Vesuvstädte aufzudecken, ist unserer unmittelbaren Anschauung von griechisch-römischer Kultur der Jahrhunderte um Christi Geburt eine noch immer neu zuströmende Quelle der Erkenntnis erschlossen, für die unsere geschichtlich denkenden Zeiten dem Vesuv dankbar zu sein allen Grund haben. (Abb. 4.)

Von den größeren Ortschaften, die verschüttet wurden, ist Pompeji die bedeutendste, eine durchaus nicht kleine Landstadt gewesen; Stabiä war allem Anschein nach ein Ort, der am Meere zusammenhängende, aber wohl zu gutem Teile Handels- und Seefahrtszwecken dienende Bauten aufwies, im übrigen aber in ländlicher Aufgelöstheit die reichen Hänge des Monte Coppola und Monte Lettere ähnlich bedeckte, wie etwa heute die Gehöfte und Villen von Castellamare, Quisisana, Gragnano und Lettere. Herculaneum war ein bescheidenes Städtchen, dessen Theater, dessen zu Roß sitzende Munizipal-

größen, dessen vorm Tor liegende reich ausgestattete Villa eines sehr wohlhabenden philosophisch und künstlerisch gebildeten Mannes uns lange Zeit über seine eigentlich recht geringe Bedeutung getäuscht haben, ja noch heute täuschen. Wir vergessen bei der Beurteilung Herculaneums leicht, daß die ganz andere Verschüttungsart dieses Städtchens durch rasch zu steinharter Masse erstarrten Schlammstrom den früheren Bewohnern spätere Nachgrabungen und Rettungen unmöglich machte; daher wirkt Herkulaneum durch Zahl und



Abb. 4. Pompeji und der Vesuv.

Bedeutung seiner Funde trotz seiner eigenen Kleinheit unverhältnismäßig viel reicher, als das große Pompeji. Lockere Aschen- und Bimssteinmengen sind es, die Pompeji bedeckt haben; sie zu entfernen, ist verhältnismäßig leichte Arbeit. Fehlt daher auch recht vieles, was mitverschüttet, aber nachher noch geborgen wurde, so haben wir doch ein noch andauernd sich vergrößerndes Bild erhalten vom Aussehen einer alten Stadt, wie wir es so vollständig und lehrreich anderswo niemals werden erhalten können. Und dabei ein Bild, das durch seinen festdatierten Abschluß uns genau sagt: so und nicht anders hat eine Stadt Kampaniens ausgesehen um die Zeit, als die Kaiser Nero, Vespasian, Titus die Welt von damals regierten. (Abb. 5.)



Abb. 5. Blick über Pompeji von Ost.

Jede Stadt ist das Produkt ihrer Geschichte. Nicht nur die Bauwerke früherer Zeiten sind deren in unsere Gegenwart hineinragende Zeugen, sondern auch der Grundriß der Städte; dessen allmähliche Veränderungen und Erweiterungen lehren uns viel über die Gestaltungen des Lebens in früheren Perioden der Geschichte unserer Städte; so natürlich auch in Pompeji. Zwei Faktoren sind es, welche Gründung und erste Gestalt der Stadt bedingen: die Nähe des Flusses



Abb. 6. Hafenspitze mit griechischem Tempel.

Sarno und seiner Mündung einerseits, andrerseits der glückliche Umstand, daß gerade da, wo ein Stapelplatz nahe der Mündung dieses einzigen und dabei schiffbaren Flusses der fruchtbaren südlichen kampanischen Ebene errichtet werden mußte, ein in uralten Zeiten vom Vesuv herabgeflossener Lavastrom ins Stocken gekommen war und einen ziemlich hohen steil abfallenden Rücken bildete, auf dem frühe Ansiedler eine Niederlassung gründen konnten, die gegen Mensch und Tier sich mit leichter Mühe sichern ließ und gegen Überschwemmungen und andere Nachteile der Flußniederung Schutz bot.

Mit spitzem Sporn endigt der Lavastrom nach Meer und Hafen zu, dieser Sporn trägt das älteste in zusammenhängenden Resten erhaltene Gebäude der Stadt, einen Tempel dorischer Form (Abb. 6—8), recht altertümlich aussehend, den Tempeln von Pästum vergleichbar, völlig griechisch gedacht, aus einer Zeit, welche noch staunend aufsah zu der wuchtigen Massenhaftigkeit, der Schwere der Verhältnisse, die den griechischen Tempeln des sechsten Jahrhunderts eigen war, die dem Ernst entsprach, mit dem man den Begriff göttlicher Majestät auffaßte. Das Material war einfacher grauer Tuff, die Kapitelle (Abb. 8) Kalkstein. Sorgsam waren die Säulen geglättet und poliert, das Gebälk deckten und schützten bunte Kästen aus Ton, so wie man es unten in Großgriechenland und Sizilien zu üben pflegte, während ähnlich gearbeitete Antefixe (Abb. 7) aus Ton die Gesimse schmückten. Weithin über das Meer leuchtete dieser Tempel den Schiffern entgegen und sagte jedem Ankömmling, daß, wenn auch diese Stadt kein Griechisch sprach, doch griechische Gesittung hier zu Hause war, die Götter verehrt wurden, wie man sie in Griechenland verehrte. Schon damals war dies Gestade kein Barbarenland mehr.



Abb. 7. Löwenspeier von dem Traufgesims des griechischen Tempels.

Was die sich in ihrem Innern ja stets verjüngende Stadt sonst von Bauresten dieser alten Zeit noch birgt, ist außerordentlich wenig, spricht nicht dafür, daß noch an einem andern Punkt der Stadt ein auch nur annähernd ähnliches Heiligtum sich erhoben habe. Wir sind namentlich auch durch Einzelfunde in und um den Tempel durchaus berechtigt zu der Annahme, daß dieser auch von späteren Jahrhunderten respektierte Tempel das hauptsächlichste, vornehmste Gotteshaus der Stadt wahrscheinlich schon im fünften, jedenfalls im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. gewesen ist. In griechischen Städten — und in nichtgriechischen war es naturgemäß ebenso — war der Platz des Haupttempels zugleich der vornehmste Platz der Stadt, dem der im Tempel verehrte Hauptgott seinen ganz besonderen Schutz und Segen angedeihen ließ. So war es gewiß auch in Pompeji. Das sogenannte dreieckige Forum, auf dem

sich der Tempel erhob, war also die Zitadelle der Stadt, zu solcher durch seine Lage auch ganz hervorragend, ja allein geeignet, da es nur nach einer Seite mit dem Plateau der Stadt zusammenhängt und dort leicht durch Befestigung gesichert werden konnte, während die beiden andern Seiten naturfest waren. Die Akropolen pflegen meistens — nicht überall — den zuerst besiedelten Punkt einer Stadt zu bezeichnen, so wohl auch in Pompeji. Von hier aus dehnte



Abb. 8. Kapitell und Säulentrommel vom „griech." Tempel.

sich die Stadt hinauf über jenen Lavastrom hin, der ihrer allmählichen Vergrößerung bequeme breitgestreckte Flächen darbot. Die Niederung östlich des dreieckigen Forums (der Akropolis) vermittelte die naturgemäße Verbindung zwischen der sich allmählich nach Nordwest, Nord und Nordost hindehnenden Stadt mit Fluß und Meer. Eine von dieser Niederung sich in nordwestlicher Richtung zur Höhe des Lavastromes langsam emporziehende Einsenkung gab der Hauptzugangsstraße vom Hafen zur Höhe der Stadt die Richtung, nahm sie in sich auf (Strada Stabiana). Wo diese Hafenstraße die Höhe

des Plateaus erreichte, wurde der durch sie sich aufwärts bewegende Verkehr weitergeführt durch eine Straße west-östlicher Richtung, die sich naturgemäß zur wichtigsten Verkehrsader innerhalb der Stadt ausbildete, zuerst vermutlich in der Richtung nach West (bzw. SW), später auch nach Ost (NO), der mehr rückwärtigen Seite der Stadt. Diese Straße (Strada Nolana) (Abb. 9) bildete zugleich mit zwei südlichen Parallelstraßen (Strada degli Augustali und dell' Abbondanza) die Verbindung zwischen Hafenstraße und einem großen auf dem höchsten Punkt des Stadthügels angelegten Platz, der für jede Art von wirtschaftlicher Hantierung ausgiebigsten und von allen Seiten auf das bequemste zugänglichen Raum bot, dem Forum. Diese eben hervorgehobene leichte Zugänglichkeit gilt namentlich auch der bequemen Erreichbarkeit des Platzes von der Richtung her, die nach dem so dicht besiedelten Meeresgestade westlich von Pompeji nach Neapel zu weist; aber auch die Verbindung mit den reichen Hängen der Ost- und Nordseite des Vesuvs erfolgte am besten von dort her. So bildete sich zu diesem „Forum" hin ein wichtiger Straßenzug von Nordwest, der, nachdem er in das Stadtgebiet eingetreten war, zunächst die westliche Ausmündung der Strada Nolana aufnahm, dieser Straße damit den Charakter einer Durchgangsstraße aufprägte, alsdann — oder vermutlich gleichzeitig, da in älteren Zeiten der Platz gewiß bis an die Strada Nolana heranreichte — auf das „Forum" führte. Die rückwärtigen Verbindungen des werdenden Pompeji nach der oberen Sarnoebene hin müssen, von Norden und Nordosten her das Stadtgebiet erreichend, auf den sich dorthin allmählich bildenden Verlängerungen der Strada Stabiana und Nolana in die Stadt eingetreten sein. Nehmen wir somit als ersten Kern und Ausgangspunkt der Ansiedelung die Spitze des Lavastroms an, die Gegend des sogenannten dreieckigen Forums, wo man den Tempel errichtete, nachdem durch Ausdehnung der Ortschaft Ausscheidung dieses Platzes für sakrale und militärische Zwecke möglich wurde, so müssen wir als ihr nächstes Ausdehnungsgebiet den von Strada Stabiana, Nolana und Forum eingeschlossenen Raum ansehen. Hier verrät das unregelmäßige Netz der zum Teil gewundenen und sehr engen oder in auffällig unregelmäßiger Breite verlaufenden Straßen, Gassen und Gäßchen deutlich den von selbst gewordenen, nicht nach vorherigem Plan angelegten Charakter dieses Stadtteils. Und daß diese Ausdehnung von Ost nach West allmählich fortschritt, beweist die Anlage des großen Verkehrsplatzes, der erst spät zum mathematisch umgrenzten Rechteck des



Abb. 9. Pompeji, Strada Nolana.

„Forums" geworden ist, im Westen dieses Ausdehnungsgebiets in der Gegend, die zuletzt von dem vordringenden Häuserkomplex erreicht wurde. Eine nennenswerte Vergrößerung der Ansiedelung über das Forum hinaus war nicht möglich, da man hier bald dem Abfall des Lavastroms nahe war. Also mußte die Erweiterung hinausgreifen über das durch Strada Stabiana und Nolana umschlossene Gebiet. Sie tat das zunächst wohl in der Richtung nach Ost, wo man in der Nähe des Zugangs zum Hafen und der Hafenstraße blieb. Es erscheint nur begreiflich, wenn man diesen ersten Übergriff hinaus über das bisherige doch wohl auch irgendwie umgrenzte, vielleicht durch eine Abschlußlinie, Pallisaden oder dergl. umgebene Stadtgebiet zum Gegenstand der Überlegung machte. Darauf würde die hier zum erstenmal uns begegnende regelmäßige Anlage führen. Die Regelmäßigkeit ist zwar immer noch keine mathematische; die Straßen kreuzen sich nur ausnahmsweise im rechten Winkel, sind gelegentlich noch gebrochen oder überhaupt nicht durchgeführt, auch mitunter von recht ungleicher Breite, namentlich je näher man sich der Hafengegend befindet, dem doch gewiß zuerst bebauten Gebiet. Man sieht, daß eine gewisse Regelmäßigkeit angestrebt war, wie man sie damals durchgeführt sah in den benachbarten Griechenstädten; so in dem im fünften Jahrhundert von Kyme aus gegründeten Neapel oder in dem wahrscheinlich in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts auf einem Siedlungsplatz der einheimischen Bevölkerung angelegten Poseidonia (Pästum). Aber es ist den städtischen Behörden noch nicht völlig gelungen, mit ihrer Absicht auch ganz durchzudringen; etwa entgegentretende örtliche und persönliche Schwierigkeiten mochten solchen Neuerungen noch zu sehr im Wege stehen. Wir haben also in den östlichen Teilen Pompejis südlich von der Strada Nolana das Bild einer zwar deutlich gewollten, aber noch nicht ganz durchgeführten Regelmäßigkeit; schwerlich wird dies Bild sich ändern durch Vollendung der hier noch sehr im Rückstand befindlichen Ausgrabung. Anders ist die Gestaltung der Stadt nördlich von der Strada Nolana. Dort ist eine ganz planmäßige Zerlegung des Baugrundes in Rechtecke von ziemlich gleicher Breite wahrzunehmen; die bereits von früher dies einstmals vorstädtische Gelände durchziehenden Zufahrtswege bleiben natürlicherweise unverändert, aber die neuangelegten Straßen, alle schnurgerade und von derartig wechselnder Breite, daß auf mehrere schmälere Straßen von Zeit zu Zeit eine breitere folgt, nehmen auf die alten Wege keinerlei Rücksicht oder wenigstens

nicht mehr, als unbedingt nötig war. Es ist klar, daß dies vom ältesten Ausgangspunkt am weitesten entfernte Stadtviertel das jüngste der inneren Stadt ist, eingeteilt und angelegt genau so, wie wir es noch heute in unseren Städten tun mit neuen Bauvierteln, bevor sie der Überbauung durch Privatleute übergeben werden. Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade in diesem modernsten und ruhigsten Viertel die räumlich größten und der Ausstattung nach reichsten Häuser aufgefunden sind; nur die vom Forum nach dem Herkulaner Tor führende Straße trägt hier die Signatur des Verkehrs und größeren Alters; in den übrigen wohnen Rentiers und reiche Leute, die best situierten wohl in der vornehmsten, der Strada di Mercurio (Abb. 10), die augenscheinlich schon in bewußter Weise zu ihrer Achse und damit zur Norm ihrer Parallelstraßen machte die Richtungslinie der breiten Zufahrtstraße zum Forum (Strada del Foro, von der Nolaner Straße zum Forum, damals wohl noch offene Ostseite des Platzes selbst, ihrerseits in ihrer Richtung bestimmt durch die Strada degli Augustali und die Westfront der Häuser, deren Südfront an diese stößt. Die gleiche Achse wurde bald darauf natürlicherweise maßgebend für die Regulierung des ganzen Forums). Vereinzelt mögen ältere Landhäuser hier und da früher schon gestanden haben; ein solches, von dem eine ziemlich alte Säule von kurzem gedrungenem Verhältnis und etwas zugehöriges Fundament erhalten ist, lag noch in anderer Bauflucht, als die späteren Straßen, gerade wie so manches alte Bauern- oder Vorstadthaus in neuen Bauvierteln unserer Großstädte. Ruhige friedliche Zeiten müssen es gewesen sein, in denen sich die regelmäßige Anlage und Bebauung dieses Viertels vollzog; ich würde an das dritte Jahrhundert denken, die Zeit nach der ersten Befriedung dieser Gegenden durch Rom und vor dem Hannibalischen Kriege. In gleicher Weise, wie die damals üblichen einfachen Häuser und die unteren Teile der Stadtmauer, setzte man zu ebendieser Zeit, schon seit Ende des vierten Jahrhunderts, die Wandungen der sargartigen Gräber aus rechteckig geschnittenen Quadern aus Sarnokalkstein zusammen. Vor dem Herkulaner Tor sind mehrfach ganze Gruppen von solchen aus diesen Zeiten gefunden.

Begreiflich erscheint es nach den das fünfte und vierte Jahrhundert ausfüllenden Beunruhigungen Kampaniens erst durch die Etrusker, dann durch die Bergvölker des Inneren, daß man wünschen mußte, Besitz und Bestand der nunmehr zu Wohlstand gekommenen Stadt gegen Überrumpelungen sicherzustellen. So entschloß man sich dazu,



Abb. 10. Blick von Norden in eine stille Patrizierstraße. (Strada di Mercurio.)

das nunmehrige Stadtgebiet mit einer Mauer zu umziehen. Dieser Mauerzug lehrt uns also den Umfang Pompejis im dritten Jahrhundert kennen. Es ist nicht nötig, anzunehmen, daß bei seiner Errichtung das ganze einbezogene Stadtgebiet auch wirklich schon mit Häusern bebaut war; es ist im Gegenteil mehr als wahrscheinlich, daß noch manche Strecke Bauterrain frei war; denn man dachte selbstverständlich auch an die Zukunft. Am ersten wird natürlich diese Voraussetzung zutreffen auf die vom Mittelpunkt entferntesten Gegenden. So mag an einem noch lange freigebliebenen Platz im äußersten Osten ein vielleicht gerade wegen dieser Verwendung in die Mauer — dem Zug der Mauerlinie nach tatsächlich etwas auffällig — eingeschlossener großer Raum gedient haben zu allerlei Volksbelustigung. Zu Beginn der römischen Kolonie, im zweiten Dezennium des ersten Jahrhunderts v. Chr., ergab sich daher ohne Schwierigkeit die Möglichkeit, hier ein großes steinernes Spielhaus, das Amphitheater zu errichten.

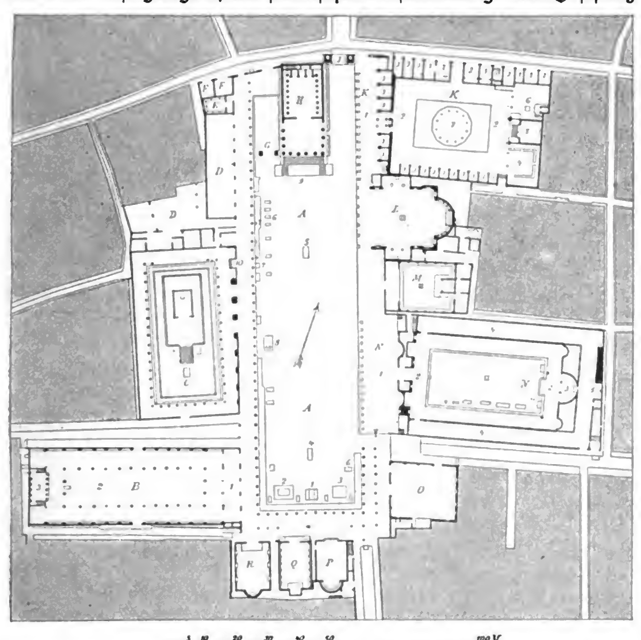
Nachträglich, vielleicht im Gefolge der Erfahrungen des Hannibalischen Krieges, sicherte man die Mauern noch durch Türme, verstärkte die Tore, und richtete sich auch im Innern der Stadt in mannigfacher Hinsicht wohnlicher und gefälliger ein.

Das wäre in großen Zügen die Entstehung der inneren Stadt, so wie sie sich vorurteilsfreier Betrachtung von Grundriß, Bauformen und Landschaft darstellt.

III. Das Forum.

Es gruppierten sich um das Forum (Abb. 11) immer mehr ausschließlich Bauanlagen, die öffentlichen, sei es sakralen, sei es Verkehrsinteressen, dienten, der Platz wurde kleiner, übersichtlicher. Diese Umwandlung des ursprünglich weitgedehnten, jeder Art von Verkehr dienenden und damals schwerlich so gleichmäßig nivellierten Raumes in den geschlossenen Marktplatz griechischer Art vollzog sich natürlich allmählich, mag im dritten Jahrhundert begonnen haben, wurde aber erst im zweiten Jahrhundert durch die umlaufende Kolonnade von Tuffsäulen, die bestimmt war, die Unregelmäßigkeit der rings herangeschobenen Gebäudefronten auszugleichen, und den hohen Juppitertempel am nördlichen schmalen Ende zum ersten Abschluß gebracht. Da der größte Teil desjenigen Verkehrs, der sich in alten Zeiten hier, schon außerhalb des eigentlichen Wohnkomplexes, abgespielt haben muß, seit Erweiterung der Stadt und Errichtung der Mauern nach außen verlegt wurde, seit kein Fuhrwerks- oder sonst

platzraubender Umschlagsverkehr hier mehr stattzuhaben brauchte, konnte der Platz gerne verkleinert werden, ohne daß wesentliche Interessen der Bürgerschaft dadurch geschmälert wurden. Dadurch, daß man ihn verkürzte und seine übergroße Breite verringerte, wurde er erst geeignet, als städtischer Versammlungs- und Festplatz



5 10 20 30 40 50 100 M.

Abb. 11. Das Forum uud seine Umgebung.

zu dienen. Das ist die Verwendung solcher Plätze in den großen und kleinen Städten der griechischen Welt, das wurde sie auch in den Städten Italiens, um so früher und intensiver, je stärker die hellenistische Weltkultur sich ihrer bemächtigte, in Kampanien gewiß früher als in Rom, wo noch in der Kaiserzeit die rein praktischen Zwecke einen viel größeren Raum des Forums — verhältnismäßig — in Anspruch nahmen als in Pompeji.

Dem Italiener ist noch heute die Piazza der „Salon" der Stadt.

Dort flaniert und flirtet man, nach des Tages Last und Hitze findet man sich dort zusammen, um sich dem Hochgenuß des Plauderns oder den Klängen der städtischen Kapelle hinzugeben, aber auch wichtige Interessen des Gemeinwesens zu besprechen. Derartige Benutzung eines Platzes verlangt für ihn eine gewisse Abgeschlossenheit; er darf nicht wie so oft in modernen nach der Schablone angelegten Großstädten nur ein großer Raum sein, auf dem verschiedene breite Straßen sich kreuzen und in dessen Mitte ohne Hintergrund und häufig ohne das richtige Größenverhältnis irgendein Denkmal sich erhebt, sondern er muß einen intimen geschützten Charakter haben, der zum Verweilen einlädt, keinen Windstößen und Staubwolken zum Spielplatz dient, auch wenn irgend möglich gegen Sonne und Regen, je nach Bedürfnis, Schutz gewährt. Das ist noch heute das Ideal der italienischen „Piazza"; daß dieselbe sich meistens vor dem Hauptgebäude der Stadt ausbreitet, sei das nun eine Kirche oder das Rathaus, sichert ihr einen ruhigen großen beherrschenden Hintergrund, dem auch jener eigenartige historische Zauber nicht fehlt, der geeignet ist, den Blick aus der Alltagsmisere emporzureißen, durch Erinnerung an Früheres, Anderes, Höheres den Bürgerstolz zu nähren und doch wieder den Regungen des Augenblicks gegenüber bescheiden zu halten. Jedem Besucher Italiens sind Beispiele solcher Plätze auf der Zunge: besonders gern erinnere ich an die einst so schöne Piazza Colonna in Rom; wer aber z. B. den Hauptplatz von Brescia oder von Terracina gesehen hat, der hat auf antiken Plätzen solcher Art gestanden, Plätzen, die trotz des veränderten Aussehens der umgebenden Bauwerke deswegen noch genau so wirken, weil jene Bauwerke genau auf den Baulinien der antiken Vorgänger stehen und weil die Architekten dieser neueren Bauten sich völlig klar darüber waren, was diese Bauwerke für die ästhetische Wirkung des Platzes bedeuten mußten. Die Plätze von Terracina und Brescia, übrigens auch noch manche andere in Italien und Südfrankreich, lehren uns, wie das Forum von Pompeji gewirkt haben muß, als seine Umfassungsbauten noch zu voller Höhe standen.

Die allmähliche Gestaltung dieses Platzes, sein erst ganz allmählich vollzogenes Anpassen an das im hellenistischen Orient ausgebildete Ideal offenbart sich uns aus der Betrachtung seiner Form und der ihn umgebenden Bauwerke.

Heute stellen die inneren Umfassungslinien des Forums ein regelrechtes langgestrecktes Rechteck dar. (Abb. 12.) Dagegen weicht die Achse des ältesten am Forum errichteten Gebäudes, des Apollon-



Abb. 12. Pompeji, Forum.

tempels an der westlichen Langseite (Abb 11, *C*), ziemlich stark nach West, die Frontlinie der meisten Bauten der Ostseite ebenso stark nach Ost ab. Nur am Südende des Platzes stehen die Bauten sämtlich mit den das Rechteck markierenden Umfassungslinien parallel. Als man den Apollontempel erbaute, dachte man also noch nicht daran, dem Platz die regelrechte Form hellenistischer Marktplätze zu geben, sondern setzte den Tempel an die der Altstadt gegenüberliegende, vermutlich damals noch von jeder Bebauung freie Westseite des großen Raumes und verengerte dadurch zum ersten Male dessen bis dahin ungemessene Breite. Im allgemeinen folgte man der Richtung des Platzes, der sich nach seiner Zufahrtsseite, nach der Strada Nolana und der Herkulaner Torstraße hin, weit öffnete, um den einströmenden Verkehr aufzunehmen; daß das Verbindungsstück zwischen dem späteren Forum und der Nolaner Straße damals gewiß noch unbebaut war, ist schon hervorgehoben worden. Diese frühere nach Norden sich ausweitende Form des Platzes bildet auch die Voraussetzung für die Richtung, in der die Straßen und Gassen aus der Altstadt auf ihn zulaufen, und dieser Richtung entsprechend für die Achsen der meisten Gebäude an der Forumsostseite, denen auch — oder vielmehr ihren noch nicht ermittelten Vorgängern — die Normallinie des Forums noch gleichgültig war. Denn nur historisch läßt sich solche sonderbare Abweichung von Baufronten und Platzachse erklären; was wir bis jetzt von hellenistischen Plätzen kennen, gestattet uns nicht, hier etwa eine besondere optisch-ästhetische Feinheit zu wittern.

Das erste Gebäude, welches auf die strenge Rechtecksform des Forums Rücksicht nimmt, ist die große wohl gegen Ende des zweiten Jahrhunderts an Stelle kleinerer Privathäuser anderer Orientierung erbaute Markthalle am südlichen Ende der Westseite, die Basilika (Abb. 11, *B*). Später folgten die sogenannten drei Kurien (Abb. 11, *PQR*), deren im Erdbeben von 63 zugrunde gegangene Vorgänger schon dieselbe Richtung innehielten. Über die Zeit des als Bauwerk nicht bedeutsamen sogenannten Komitiums (Abb. 11, *O*) der Basilika gegenüber läßt sich nichts weiter sagen. Also zwischen Apollontempel und Basilika fällt die hellenistische Umgestaltung des Forums. Man konstruierte ein nach allen Seiten abgeschlossenes, zu gleichem Niveau aufgefülltes Rechteck, begann dasselbe mit einer teilweise doppelt gestellten Reihe von Tuffsäulen zu umziehen, um der beabsichtigten Regelmäßigkeit augenfälligen Ausdruck zu verleihen und eine Ausgleichung der abweichenden Frontachsen der Gebäude herbeizuführen; am Apollontempel mußte die Abweichung der Langseite besonders

störend, ja unmöglich erscheinen, weil sie durch die lange den Tempelhof umziehende und nach dem Forum offene Säulenstellung noch auffälliger wurde; deshalb entschloß man sich, durch eine Reihe von Pfeilern, deren nach Norden sich verstärkende Dicke der steigenden Entfernung von Tempel- und Forumachse gleichkam, noch eine besondere Ausgleichung vorzunehmen. Die neben der Umrahmung des neuen Platzes mit Säulen wichtigste künstlerische Tat war die starke Betonung des nördlichen Endes durch einen hoch emporragenden Bau, der, auf den nach jener Richtung bedeutend verkürzten Platz gesetzt, ihn optisch beherrschte und zusammenhielt. Das wurde der Haupttempel der Stadt (Abb. 11, *H*, 13, 14), dem Juppiter geweiht, geplant jedenfalls gleichzeitig mit der Neuanlage des Forums. Uns steht das Gebäude vor Augen in einer Gestalt, deren dekorative erst nach dem Ende der langen Unruhezeit des Bundesgenossenkrieges entstanden sind. Pompeji war eine Hochburg der oskischen Stämme in ihrem letzten Verzweiflungskampf gegen Roms Übermacht; es mußte zur Strafe eine römische Kolonie aufnehmen. Nur begreiflich wäre es, wenn der Haupttempel des nunmehr vornehmsten Platzes der Stadt nicht nur dem allen italischen Stämmen heiligen höchsten Gott allein, sondern der in dieser Zusammenstellung speziell römischen kapitolinischen Trias geweiht oder neugeweiht worden wäre. Bezeichnete der „griechische" Tempel auf der alten Akropolis einen Höhepunkt der geistigen Beeinflussung dieser Gegenden durch Kultur und Kunst der damals auch im westlichen Mittelmeer herrschenden griechischen Seemächte, so wurde der Marktplatz trotz seiner hellenistischen Umgestaltung durch den dominierenden Tempel der römischen Staatsgötter zum Forum der nunmehr römischen Stadt erhoben.

Den Menschen zum Emporblicken zu zwingen, die Tempel ebenso über das Niveau der gewöhnlichen Bauwerke emporzuheben, wie die Statuen durch Erhöhung ihrer Fußgestelle weithin sichtbarer zu machen, sie von der Flut der Alltagsmenschen zu scheiden, wird von der Zeit Alexanders an ein immer stärker hervortretendes Bestreben. Schon zum Artemision von Ephesos (erbaut nach 350) führten zehn Stufen hinauf. So setzte Hermogenes um 200 seinen Tempel der Artemis in Magnesia auf einen reichlich zwei Meter über das Pflaster des Platzes erhöhten Unterbau, so erhob sich in Pergamon der Tempel des Dionysos Kathegemon am Ende der langen Theaterterrasse auf ziemlich hohem Sockel, zu dem eine stattliche Freitreppe hinaufführte, beides Sockel und Treppe doch gewiß nicht erst dem kaiserlichen Umbau verdankt. Diese Neigung des Hellenismus über-

trug sich mit den entsprechenden modischen Bauformen auch nach Italien und wird für den römischen Tempel um so leichter übernommen, als den mittelitalischen Gegenden ähnliche Prinzipien, Erhöhung der Cella und große Vorhalle, durch den sogenannten etruskischen Holztempel vertraut sein mochten, dessen ganz verschiedene Verhältnisse freilich eine recht andersartige ästhetische Wirkung hervorrufen mußten. Besonders schön erhaltene Beispiele dieser helle-



Abb. 13. Juppitertempel.

nistisch-römischen Bauweise sind die beiden frühkaiserlichen Tempel in Vienne und Nimes. Sämtliche Tempel Pompejis, mit Ausnahme des alten dorischen Tempels auf dem Foro triangolare, waren ebenso gebaut, vom Apollontempel beginnend. Auch eine andere Eigentümlichkeit des römischen Tempels ist gut hellenistisch: in Pompeji zeigen sie uns die Tempel des Apollon, Juppiter, der Venus, Fortuna und der flüchtige Wiederherstellungsbau des „griechischen" Tempels. Ich meine die Vorlegung einer großen, meist nur von Säulen, mitunter auch an den Seiten ganz oder teilweise von Wänden getragenen Vorhalle, so tief, daß sie zuweilen fast die Hälfte der Cellatiefe erhält: wiederum geben uns dafür z. B. die von der preußischen Expedition in Magnesia aufgedeckten Tempel die hellenistischen Vorbilder. Umgeben sind solche hellenistische Tempel durch geräumige

Tempelhöfe, die das Haus des Gottes schützen vor der Berührung mit dem profanen Getriebe des Alltagslebens. Stand aber ein solcher Tempel auf dem Hauptplatz einer Stadt selbst, so ergab sich naturgemäß die Notwendigkeit, diesem Platz einen abgesonderten vornehmeren Charakter zu verleihen, ihn zum Festplatz zu machen, den Lärm des Durchgangsverkehrs nach Tunlichkeit von ihm zu verbannen. So lagen in Magnesia nebeneinander das Artemision mit seinem eigenen mächtigen Tempelhof und der Marktplatz der Stadt, gewissermaßen der Hof für den Tempel des Zeus Sosipolis, rings von doppelten Säulenhallen umgeben, auf welche an drei Seiten lange Reihen von Kaufläden sich öffneten, hier und da durch kleine



Abb. 14. Juppitertempel.

Heiligtümer oder Nischen mit Bänken unterbrochen; fahrbare Straßen führten keine auf diesen großen Platz; nur säulengeschmückte Durchgänge für Fußgänger gestatteten den Eintritt.

Ähnlich hatte in Pompeji Apollon seinen eigenen Tempelhof (Abb. 15), nach Errichtung jener ausgleichenden Pfeilerstellung gegen das Forum, nach Sperrung einer früher westlich hinter dem Tempel vom Herkulaner Tor her nach dem Südende des alten Verkehrsmarktes führenden Straße durch eine Hofmauer auch nach der Rückseite abgeschlossen. Es entstand ein Bild, wie es uns heute manche türkische Moschee so wirkungsvoll vor Augen führt: im Orient hat sich derartige Gewöhnung durch die Jahrhunderte weitergeerbt, wie auch der Hellenismus diese Gestaltungen wieder dem älteren ferneren Orient, Mesopotamien und Ägypten, entnommen hat. — Für

Juppiter dagegen war gewissermaßen das ganze Forum der Tempelhof. Es wurde dem Fuhrwerksverkehr entzogen und die früher auf den Platz mündenden Zugangsstraßen gesperrt. Ein weiterer späterer Schritt war der Abschluß durch Prunktore zu beiden Seiten des Juppitertempels, wie solche schon der Hellenismus z. B. in Ephesos kannte, alsdann die Pflasterung des ganzen Platzes mit schönen weißen Quaderplatten; er wurde der wirkliche Repräsentationsraum der Stadt, in Anlage und Wirkung etwa mit dem Markusplatz in Venedig wohl vergleichbar.

Für gewisse Erfordernisse des täglichen Lebens ließ sich aber der Platz nicht wohl entbehren; früher war er gewiß der Mittelpunkt



Abb. 15. Apollotempel.

des Lebensmittelverkehrs für die Stadt gewesen: das mußte er seiner Tradition und Lage nach bleiben. Um ihm aber seinen vornehmen Charakter zu bewahren, half man sich durch Einführung noch anderer Neuerungen des Hellenismus; wir sehen: eins zieht das andere nach sich. Man baute die Basilika (Abb. 16), allerdings an der äußersten Südwestecke, damit der dort sich abspielende Verkehr möglichst wenig Anlaß haben konnte, sich auf den Marktplatz selbst in störender Weise hinauszuziehen. Die Basilika war eine Markthalle, hoch, luftig, geräumig; sie war wohl nur zum Teil bedeckt, das Mittelschiff war, wenigstens zum Teil, oben offen: große, früher und jetzt hier gefundene Wasserspeier und eine neuerdings aufgedeckte Zisterne in

beträchtlichen Abmessungen scheinen zu solcher Annahme zu zwingen; zweigeschossige Hallen umgaben es ringsum und gewährten Schutz gegen Sonne und Regen; Wasser war reichlich zugeführt; auch fehlte es nicht an Ablauf- und Spülvorrichtung. Eine Vorhalle mit weiten Durchgängen vermittelte die Verbindung mit dem Forum, zwei seitliche Eingänge mit den Nebenstraßen. Ein Tribunal im Hintergrunde sorgte dafür, daß alle aus Handelsgeschäften etwa entstehende Differenzen oder alle event. nötigen Beglaubigungen auf



Abb. 16. Basilika.

der Stelle geordnet werden konnten. Schon der durch eingeritzte Inschriften bezeugte Name „Basilika" spricht für den Ursprung dieser Bauform. Als Asien und Ägypten Griechenland zu Füßen lagen, sorgten die Nachfolger Alexanders für zweckmäßige Erbauung und Ausstattung ihrer Residenzstädte. Damals entstanden vermutlich zuerst jene großen Markthallen, vielleicht in letzter Linie auch älteren orientalischen Vorbildern folgend, die, wie die jetzigen Basare, dem Marktverkehr den nötigen Schutz gewähren sollten. Die Könige bauten sie und dankbar haftete diese Tatsache im Namen, der gewiß nichts anderes als königliche Halle bedeutet. Dieser Name wurde Appellativ für lange Hallen dieser Art, deren Mittelschiff, oftmals

überhöht, aus praktischen Gründen bald auch ganz überdeckt wurde, jedoch unter Beibehaltung eines offenen Dachstuhls. Geblieben ist der Name bis auf den heutigen Tag für jene Form der christlichen Kirche, die sich aus solchen Markthallen entwickelt hat. Da in Rom die erste derartige Markthalle durch M. Porcius Cato 184 v. Chr. errichtet wurde, ist es völlig verständlich, daß dasselbe Jahrhundert auch Pompeji diese zeitgemäße Neuerung brachte. Sowohl die etwas barock verwildernden, einer ganzen Anzahl von Prunkhäusern dieser Zeit ebenfalls eignen Schmuckformen der Kapitelle als die Dekoration der Wände, welche die in den reichen Städten des Ostens übliche Inkrustation mit bunten Marmorplatten in Stuck nachahmt, weist in die gleiche Zeit.

Auch ein Macellum, d. h. eine Verkaufshalle für Fleischwaren, Fische und Delikatessen, erhielt Rom im Jahre 180 v. Chr. Name und Sache waren griechisch. Das Macellum Pompejis, so wie es jetzt vor uns steht, an der äußersten Nordostecke des Forums, also ähnlich beiseite gerückt wie die Basilika und ebenso von zwei Außenseiten zugänglich (Abb. 11, *K*), stammt erst aus der Kaiserzeit. Derartige Anlagen pflegen jedoch am Platz zu haften, und so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieselben Geschäfte in einfacherer Form schon früher am gleichen Orte sich abspielten. In der Mitte eines großen offenen Hofes erhob sich ein runder Pavillon mit Wasserzulauf und Spülvorrichtung für den Fischverkauf: genau so war es in Rom, wo der Rundbau des Macellum magnum als Kirche S. Stefano rotondo noch heute uns vor Augen steht. Für Fleischverkauf war ein besonderer Raum praktisch hergerichtet; ein Gehege enthielt lebend zum Verkauf gebrachtes Kleinvieh; andere Räume, so angeordnet, daß die gefährliche Sonne sie nicht treffen konnte, im Innern des Hofes und an der Außenseite, dienten wohl der Auslage und dem Verkauf leicht verderblicher Delikatessen. Das Ganze erscheint nach sehr durchdachtem und jedenfalls im Osten schon lange bewährtem Plan angelegt. Pompeji war berühmt für seine kulinarisch feine Bearbeitung der Meeresprodukte — was Wunder, daß man loyalerweise diesen für Pompeji gewiß besonders gewinnbringenden Erwerbszweig und das Gebäude, in dem er vornehmlich in die Erscheinung trat, unter den besonderen Schutz des kaiserlichen Hauses stellte! Eine stattliche Kapelle mit Altar und Statuen der Kaiserfamilie im Gebäude selbst, sowie eine entsprechende Dekoration der Frontseite nach dem Forum brachte diese Gesinnung jedem sichtbar zum Ausdruck, in noch augenfälligerer Weise, als wenn heute der

Engländer besonders gut sein sollenden Fabrikaten das Wort „royal“ vorsetzt, um dieselben dadurch zunächst den oberen Zehntausend, dann aber auch allen, die es diesen gerne nachmachen möchten, zu empfehlen. In den Städten der Diadochenfürsten wird auch hierfür das Vorbild gesucht werden müssen: stammt doch von dort der ganze Kurialstil der Kaiserverehrung, der ja zuerst im Osten, später auch im Westen bis zur Form der Vergötterung führte. Dem Macellum gegenüber liegt abermals eine lange und tiefe Kaufhalle einfacher Form und nur vom Forum aus zugänglich (Abb. 11, *D*); daneben, ziemlich versteckt, sorgte eine geräumige öffentliche Abtrittsanlage für diejenige Reinlichkeit, welche man im heutigen Süden oft schmerzlich vermißt (Abb. 11, *E*). Genau so liegen Kaufhallen und Chalêt de nécessité nebeneinander im kleinen Thera; ähnliche Anlagen in Ephesos, Pergamon und andern hellenistischen Städten zeigen uns wiederum, wo wir das Vorbild auch für diese Äußerung verfeinerter Kultur zu suchen haben.

Wie auch heute, namentlich in kleineren Städten, allerlei handwerkliche Verrichtungen, die viel Raum beanspruchen, sich gerne entlegene Plätze innerhalb oder draußen vor den Mauern auszusuchen lieben, so werden im Westen der pompejanischen Altstadt neben dem ganzen Verkehrsleben auch noch manche Hantierungen getrieben worden sein, für die im engen Innern der nötige Raum knapp sein mochte. Die Tuchwalkereien — eine Spezialität Pompejis — gehörten jedenfalls zu solchen Betrieben. Für sie wurde daher auch am späteren Forum ein entsprechender Raum vorbehalten. Zwar wird das große Gebäude im Südosten des Forums, dessen wesentliche Teile erst unter Tiberius von der Priesterin Eumachia auf ihre Kosten gebaut und der Walkerzunft zur Verfügung gestellt worden sind (Abb. 11, *N*), wohl nur mehr eine den damaligen Anforderungen entsprechende Verkaufshalle, ein großer Basar gewesen sein, auch wieder wie das Macellum unter die empfehlende Flagge des Kaiserhauses gestellt; was Eumachia erbaute, waren eigentlich nur Verkaufshallen, die einen unverhältnismäßig geräumigen Hof umgaben, der für die Zwecke des Tuchhandels selbst kaum irgendwelche Bedeutung haben konnte. Vielleicht mochte der Walkereibetrieb hier seine Heimstätte gehabt haben von der Regulierung des Forums im zweiten Jahrhundert an bis in die erste Kaiserzeit, als der Lärm und üble Geruch, den dies Geschäft mit sich brachte, auch dort nicht mehr zulässig schien, und an Stelle des Gewerbebetriebes selbst nun nur noch der Vertrieb seiner Pro-

dukte trat. Möglich, daß erst Eumachia den alten Tuchwalkerhof nach der Rückseite vergrößerte, wo Kalksteinmauern und eine zugesetzte Tür auf ein älteres Haus schließen lassen; vielleicht ist aber der Zuwachs schon früher erfolgt.

Nur die Achsenrichtung von Macellum und Tuchbasar verraten uns noch, daß diese Gewerbe hier ihre Heimstätten fanden, ehe das Forum ein modisch regulierter Platz geworden war, als die Zugangswege aus der Stadt noch die einzigen Normallinien darstellten. Ihnen folgen noch die römischen Neubauten und ziehen vor, durch künstliche Verschiebungen ihre Fronten nach der neuen Forumachse auszugleichen. Durch dies Verhältnis zur Normallinie des Forums werden sie sogar noch maßgebend für dem Kaiserkult dienende Bauwerke, die, später zwischen sie geschoben, darauf angewiesen waren, den freigebliebenen Raum auszunutzen.

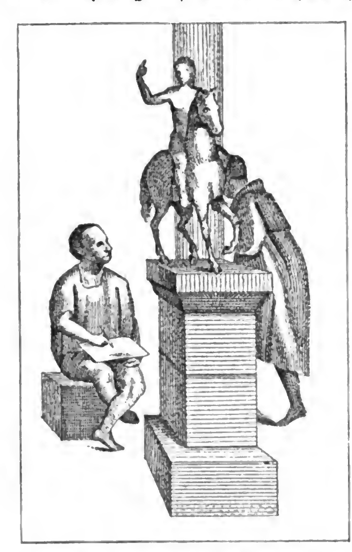


Abb. 17. Wandgemälde von Pompeji. Übung im Zeichnen.

So wurde aus dem weiträumigen Verkehrsplatz der altitalischen Stadt eine hellenistische Agora. Aller geräuschvolle, Unordnung und Schmutz bringende Verkehr war von ihr verbannt, die von der Stätte nicht trennbaren Gewerbe waren in besondere den Platz umgebende, ihrem Zweck sorgsam angepaßte geräumige Hallen verwiesen; durch ebendiese und andere Gebäude, namentlich aber den die lange Achse beherrschenden Juppitertempel, die ringsum geführten Säulenhallen, neben dem Juppitertempel abschließende Straßenbögen und zuletzt die schöne gleichmäßige Pflasterung mit weißen Steinplatten wurde dem Platz jene eindrucksvolle Wirkung verliehen, wie sie den griechischen Stadtplätzen des Ostens durchweg eigen gewesen sein muß. Es war ein großer Festsaal, zugleich der Ehrenplatz der Stadt, auf

dem sich in ganzen Reihen die für unsere heutigen Begriffe übermäßig zahlreichen Statuen erhoben, teils zu Fuß, teils zu Roß, welche neben den loyalerweise aufgestellten Mitgliedern des kaiserlichen Hauses auch die Erinnerung an zahlreiche um das Gemeinwesen mehr oder minder verdiente Männer der Nachwelt überliefern sollten. Diese Statuen waren fast sämtlich vor den Säulenhallen angeordnet, wodurch sie sich hell vom beschatteten Hintergrund gewiß höchst effektvoll abhoben, während die Wirkung so vieler unserer öffentlichen Denkmäler unter dem Mangel eines geeigneten Hintergrundes häufig so schmerzlich eingeschränkt wird. Nicht gering anzuschlagen für die künstlerische Wirkung des Platzes sind auch diese plastischen Werke, deren bewegte Umrisse, namentlich der Reiterfiguren, der Monotonie allzu linearer Wirkung der Gebäudehorizontalen, der Vertikallinien der vielen Säulen, der ganzen Anordnung des Platzes gewiß äußerst glücklich entgegenarbeiteten — auch dies eine Frucht der im griechischen Osten in jahrhundertelanger Gewöhnung großgezogenen Verfeinerung von Auge und Empfindung. Indem solch ein Platz, ganz anders wie meistens die unsrigen, zum Aufenthalt förmlich einlädt, erfüllten auch diese Denkmäler ihren geschichtlichen Zweck; häufiger und länger ruhten auf ihnen die Blicke der Mitbürger, auch der heranwachsenden Generation (die ihren Schulunterricht z. T. im Freien unter den Säulengängen erhielt, ja in solchen Denkmälern die besten Vorbilder für eigene Zeichenübungen auf bequeme Weise vor sich hatte), als auf unseren meistens nur in flüchtigem Vorbeieilen gestreiften Monumenten. (Abb. 17, 18.)



Abb. 18. Wandgemälde von Pompeji. Schulunterricht.

So wird uns das Forum Pompejis, der besterhaltene aller antiken Plätze, noch heute zum vorzüglichen Beispiel, an dem wir uns klarmachen können, was die Kultur der Griechen auf dem Punkt ihrer höchsten Verfeinerung und ihnen folgend, wie immer, die Bewohner

Italiens aus dem Mittelpunkt ihrer Städte zu machen verstanden, wie auch diese Plätze jenem hohen Ideal antiker Lebenskunst dienstbar gemacht wurden. Hier in der kampanischen Landstadt war nur weißer oder farbiger Stuck an den Wänden und auf Säulen und Gebälk, nur Kalkstein auf dem Boden, was an den Mittelpunkten des Lebens, auch in Rom meistens Marmor war: und doch muß auch in Pompeji der Eindruck des Forums in seiner Totalität ein ungemein festlicher gewesen sein; die Säulenhallen mit ihrem so sehr dekorativ wirkenden und das Ganze zusammenhaltenden Gegensatz von Hell und Dunkel, darüber das in Farben leuchtende Gebälk, dann die obere leichter gehaltene Säulenreihe, darüber, vom blauen Himmel des Südens sich leuchtend abhebend, die emporsteigenden farbenreichen Giebel der umgebenden Bauwerke, das Ganze beherrscht vom hochgebauten Tempel des Juppiter; und auf dem Platz das Heer von Statuen, in Marmor oder leuchtendem Erz ausgeführt, und die Menschen dazwischen in ihren farbenfrohen edelfallenden Gewändern, — man versteht, daß derartige künstlerische Wirkungen, im Osten als Ergebnis langen Lernens gefunden und überall mit gleichartigen Mitteln hervorgerufen, in einer durch jahrhundertealte Beziehungen mit der Kultur Griechenlandes verbundenen Landschaft mit Begier aufgegriffen und mit Geschick nachempfunden und nachgebildet wurden. Und was Rom in Kampanien seit Ausgang des vierten Jahrhunderts sah, das wurde es allmählich auch fähig zu verstehen und zu genießen, sich selbst zu wünschen, sobald es nach Durchführung seiner großen politischen Aufgaben in Süditalien reif wurde, die Früchte selbst zu pflücken, die Hellas ihm gepflanzt hatte.

IV. Entfestigung der Burg, die Theaterniederung und die öffentlichen Bäder.

Noch einer andern Gegend der Stadt, die das Einziehen des Hellenismus in Pompeji uns besonders deutlich vor Augen führt, wollen wir unsere Betrachtung zuwenden. Das ist die Ecke, von der die Entwickelung der Stadt und unsere Darlegung derselben ihren Anfang nahm. (Abb. 19, s. oben S. 24—26.) Im sogenannten dreieckigen Forum erkannten wir den ältesten und naturfestesten Punkt der ganzen Ansiedelung. Der Platz wird an seiner SSW-Seite durch die Stadtmauer begrenzt, hier zugleich Futtermauer für den Lavafels und Stützmauer für das Planum des

Platzes und damit auch für die auf ihm errichteten Gebäude, in erster Linie für den alten Tempel. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies Mauerstück, gleichzeitig praktischem und fortifikatorischem

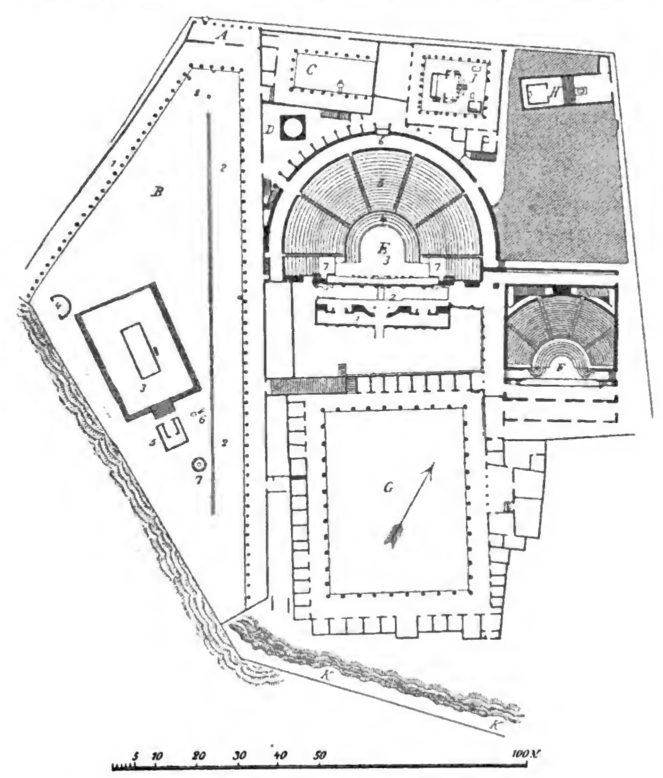


Abb. 19. Plan von Burg und Theaterniederung.

Zweck dienend, wesentlich älter ist, als die große Stadtmauer, welche sich um den späteren Gesamtumfang der Stadt zieht. Erst als diese Mauer um die ganze Stadt errichtet war, wird man an die nunmehr mögliche Entfestigung der Akropolis gedacht haben. Auch ihr Plateau wandelte man um in einen Luxusplatz, indem

man ihm den Schmuck umlaufender Säulenhallen verlieh, ähnlich denjenigen um das Forum; man tat das auch wohl ungefähr um den Anfang des zweiten Jahrhunderts; eine Wandelbahn im Freien (Abb. 19, 2) erleichterte das Flanieren auf diesem namentlich in den Nachmittags- und Abendstunden durch seinen köstlichen Blick auf Meer und Sorrentiner Halbinsel und seine dem erfrischenden Seewind ausgesetzte Lage so anziehenden Platz. (Abb. 20.) In älterer Zeit sorgte ein mit zierlichem Rundbau überdeckter Ziehbrunnen (Abb. 19, 7), in späterer, nach Eröffnung der städtischen Wasserleitung, ein Laufbrunnen für den frischen Trunk, eine nach dem Meer geöffnete halbrunde Sitzbank mit hohem Windschutz an der

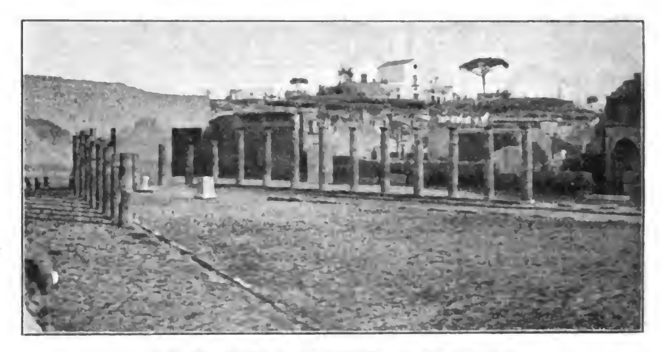


Abb. 20. Blick auf das dreieckige Forum von Süd.

Rückseite und vorsorglich angebrachter Sonnenuhr (Abb. 19, 4) mochte diejenigen auf sich vereinigen, welche das Privileg des Otium cum dignitate hatten. (Abb. 21.) Die in alter Zeit aus Sicherheitsgründen ganz schmal gehaltene Eingangsseite nach der Stadt erhielt den Schmuck einer zierlichen Säulenvorhalle und ebenfalls einen Laufbrunnen. (Abb. 19, 8.) Ein ehrwürdiger Riese alter Zeit, in seinen Formen von der Gegenwart ebenso unverstanden wie eine romanische Kirche in der Barockzeit, erhob sich zwischen all dieser modischen Eleganz der alte dorische Stadttempel, bis, vermutlich noch im zweiten oder ersten Jahrhundert v. Chr., wahrscheinlich ein Erdbeben ihn und gleichzeitig ein beträchtliches Stück der Stützmauer umwarf; ihn in den alten Formen wieder aufzurichten, dazu fehlte dieser leichtlebigen Zeit Energie und Sinn. Ein kleines

in die alte Cella eingebautes Kapellchen sorgte für Fortsetzung des Kultus. Mehrere kleine Altäre (Abb. 19, 6) und die jetzt etwas unverständlich gewordenen Reste des Hauptaltars vor der Ostfront (Abb. 19, 5) werden ebenfalls bis zuletzt dem Kultus gedient haben. (Abb. 22.) Vom Platz aus wurden noch zwei bequeme Treppenwege angelegt, der eine zum Hafentor hin, der andere direkt hinab in die Niederung östlich zwischen der Burghöhe und der „Stabianer" Straße; diese Niederung hatte, solange die Burg eben Burg war, aller Wahrscheinlichkeit nach von Bebauung frei bleiben müssen, war sie doch das Festungsglacis an der Hauptzugangsseite von See und Fluß her. Erst als die Sicherheit der ganzen Stadt durch die neue Mauer

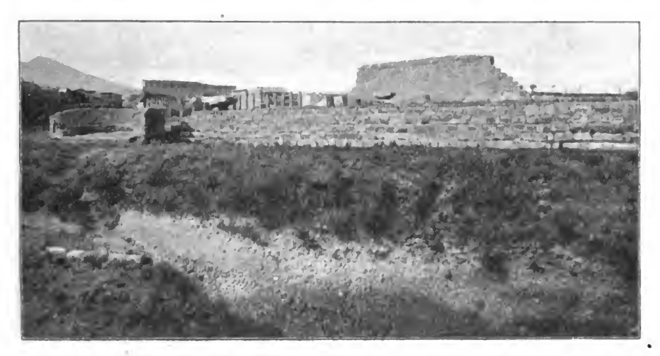


Abb. 21. Blick auf die Burghöhe von SW. Im Hintergrund die Theaterwand.

gewährleistet war, durfte man an Bebauung dieses Streifens denken. Ihn zur Verfügung zu haben, konnte die Stadt froh sein; denn so ergab sich ihr die Möglichkeit, für Unterbringung einer bedeutenden Gruppe von Neuanlagen den notwendigen und sehr bequem gelegenen Raum zu gewinnen. Auch diese Neuanlagen entsprachen lauter Bedürfnissen, die erst durch die intensiver gewordene Berührung mit dem Hellenismus des Ostens, auch durch das infolge der römischen Eroberung eingetretene Zusammenwachsen Kampaniens mit Großgriechenland sich gebieterisch geltend zu machen begannen. Ein 5000 Sitzplätze fassendes Theater für Schauspiel erstand hier ganz in den Formen des damals in den östlichen griechischen Ländern üblichen griechischen Theaters, wahrscheinlich schon vor dem zweiten Jahrhundert: denn bereits mehrere Male war es umgebaut,

ehe die römische Zeit ihm die letzte Gestalt verlieh, in der wir es wiedergefunden haben. Für Bühnengebäude und Hof konnte reichlicher Raum vorgesehen werden und außerdem als prächtiges Foyer



Abb. 22. Blick auf die Burghöhe von Süd.

hinter diesen Anlagen ein außerordentlich großer viereckiger Hof, von Säulengängen umgeben, in der Mitte vermutlich gärtnerisch hergerichtet, eine Modeanlage, wie damals die Residenzen des Ostens sie überall erstrebten. Eine später durch römischen Geschmack verrohte Zeit, der für den Ernst und die hohe Poesie des griechischen Dramas

der Sinn verloren ging, veränderte den schönen Raum durch entsprechende Umbauten und gab ihn her, um herumwandernde Gladiatorenbanden darin unterzubringen. (Abb. 19, *E*, *G*, 23.)

Neben dies Theater setzte die beginnende römische Zeit bald nach dem Bundesgenossenkrieg ein kleineres Theater für 1500 Zuschauer; war das erste wie alle großen griechischen Theater offen, so erhielt dies kleinere Theater ein Holzdach, wohl um für musikalische Aufführungen zu dienen, oder solche szenische Darbietungen, die wie der Mimus musikalische Mitwirkung in erhöhterem Maße verlangten, als das Drama. Genau so lagen z. B. in Neapel und Catania ein offnes und ein bedecktes kleineres Theater nebeneinander, anderswo, so in Athen und im hellenistischen Osten, wenigstens eng benachbart.

Hinter dem Zuschauerraum des großen Theaters blieb noch etwas verfügbarer Raum übrig; auch dieser wurde ausgenutzt (Abb. 19, *C*). Musische und gymnische Wettspiele waren ein Lebenselement des griechischen Volkes und hatten wesentlich dazu beigetragen, es auf seine einzigartige Höhe zu heben; auch nach Verlust der eigenen politischen Freiheit hielt das äußerlich zum Herrn des Ostens gewordene Griechenvolk an diesen starken Erziehungsmitteln fest, um sich mit ihrer Hilfe von der Gefahr des Aufgehens in das Barbarentum freizuhalten. Die Schaubühne war wirklich, was Schiller gern aus ihr hätte auch für uns machen wollen, die vornehmste Erziehungs- und Bildungsstätte für das Volk. Und gleichwertig daneben her ging die gymnische Ausbildung durch die Ringschule, die Palästra. Es ist wohl merkwürdig, daß auch das ungriechische, damals noch rein oskische Pompeji sich in ebenjenem zweiten Jahrhundert eine Palästra nach griechischem Muster erbaut hat: so weit ist Rom, unsers Wissens wenigstens, nie gegangen in der Hellenisierung.

Die Palästra Pompejis ist ein bescheidener rechteckiger Hof, an allen vier Seiten von Tuffsäulen umgeben; ein paar kleine Nebengemächer sorgten für die notwendigsten Bedürfnisse; an der dem Eintretenden gegenüberliegenden Seite erhob sich im Hof vor der Säulenhalle ein niedriger Altar, dahinter ein erhöhtes Postament, auf dem vermutlich eine vortreffliche Marmorkopie vom Doryphoros des Polyklet ihren Platz hatte, jene in großem Stil gehaltene Wiedergabe eines herrlichen heroischen Jünglings, nach neuerdings ausgesprochener und fein begründeter Vermutung des Achilleus. Der glückliche Sieger, häufig wohl noch ein Knabe, konnte auf einem kleinen Treppchen von hinten emporsteigen und dem Heros einen Kranz aufs Haupt setzen. Daß diese Statue in der Palästra

Abb. 23. Theater und Theaterhof. Rechts Treppe der Burg.

Pompejis für die oskische Jugend als Vorbild aufgestellt wurde, und das in der damals doch noch ziemlich kleinen kampanischen Landstadt, spricht wohl deutlicher als irgendein anderes Zeugnis für die Bedeutung und Stärke des nach dem zweiten Punischen Kriege über Italien hereinbrausenden Hellenismus. Man versteht, daß es in Rom Reaktionäre geben konnte, die sich vor diesem Strom fürchten konnten, daß man sich dort in derselben Zeit mit aller Kraft bemühte, das eigentlich römische Wesen in seiner Eigenheit derartig zu stärken und auszubilden, daß es den neuen Strom in sich aufnehmen konnte, ohne daran national zugrunde zu gehen. Ist es doch auch sehr bezeichnend, daß Rom erst durch Agrippa seine ersten Thermen (von Dio noch „Gymnasion" genannt) erhielt — der Reinlichkeit dienende kleinere Badeanstalten gab es schon lange —, während im zweiten Jahrhundert v. Chr. Pompeji seine ersten „Thermen" baute, d. h. eine wahrscheinlich damals noch recht einfache Bäderanlage, bei der fast wesentlicher noch als das Wasser die gymnastische Bewegung in freier Luft war im großen sonnendurchstrahlten Hof; eine noch ganz griechisch gedachte Anlage, denn schon die älteren griechischen Ring- und Spielplätze waren mit Vorrichtungen zum Abspülen und Baden, freilich nur mit kaltem Wasser, versehen. Warme Bäder dienten wesentlich dem Reinigungszweck. Die Medizin der hellenistischen Zeit baute die hygienische Bedeutung der warmen Bäder — später verhängnisvoll überschätzt — aus, und so begann Pompeji lange vor Rom, mit der Einführung, zunächst wie gesagt in bescheidener Form. Gerade an den ältesten der Bäder Pompejis, den sogenannten Stabianer Thermen, unweit der ebenbesprochenen Palästra, läßt sich die allmähliche Vervollkommnung, das immer stärkere Eindringen der Thermalbehandlung und ihrer verschiedenen Abstufungen, besonders gut studieren. Schon in für damals fertiger Form, die bereits begann, die ursprüngliche Körperübung in freier Luft als etwas mehr Unwesentliches, die Bäder als die Hauptsache anzusehen, entstanden bald nach 80 v. Chr. die Forumsthermen, während ein unvollendeter großer Thermenbau noch weitere Vervollkommnungen der Thermalbehandlung verrät. Diese Stufen hier im einzelnen darzulegen, würde zu weit führen. Pompejis Thermenanlagen verdienen die größte Beachtung als relativ frühe und recht gut erhaltene Vertreter von noch bescheidenen Bauformen, die bekanntlich in Rom und anderswo schon unter Augustus, mehr noch von den Flaviern an, im öffentlichen Leben und Bauwesen mächtig in den Vordergrund treten.

Die griechische Sprache, Bildung, Poesie und Kunst hatte auch der griechischen Religion im nichtgriechischen Italien Eingang verschafft. Schon lange hatte dieser Einzug der Götter Griechenlands gedauert und schon seit lange hatte die Religion sowohl der italischen Stämme wie der stammfremden Etrusker mit ihnen paktiert; die vielfach recht schattenhaften einheimischen Götter freuten sich durch ihre mehr oder minder willkürliche Angleichung an die griechischen Götter Anteil zu erhalten an der Plastik, welche ihre Körper,

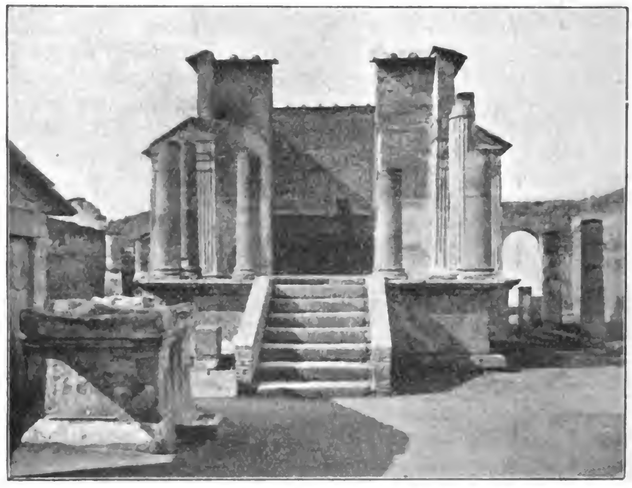


Abb. 24. Tempel der Isis.

an der Poesie, welche ihr Wesen umgab und heiligte. Daß Italien keine originale und dichterisch festgelegte Götter- und Heroengeschichte hatte, machte Tor und Tür auf für die griechischen Götter und ebnete hierdurch besonders eindringlich dem Hellenismus die Wege; mit dem Hellenismus zogen aber auch andere Götter ein, die, seit der Orient griechisch geworden war, zum Teil schon früher, im griechischen Olymp Einlaß erbeten und erhalten hatten. Und eine solche Gottheit hat neben Dionysos und Hermes in der Theaterniederung auch noch Aufnahme gefunden, die ägyptische Isis, in Athen z. B. schon im fünften Jahrhundert verehrt. (Abb. 19, *J*, 24.) Auf eine Schilderung des ganzen eigenartigen griechisch-ägyptischen Durcheinander,

für die Formen des italischen Hellenismus ganz besonders bezeichnend, wie gerade dieser Tempel es uns vor Augen stellt, will ich mich hier nicht einlassen. Welch eine Macht, namentlich über die Frauen, das Fremdartig-Mystische dieses Kultus ausgeübt hat, erzählen uns die römischen Dichter zur Genüge; die reichen im Neapeler Museum jetzt zusammenhängend aufgestellten Funde sowie einige interessante Wandgemälde aus Herkulaneum gewähren einen sehr ausgiebigen Einblick in die Formen dieses Kultus. (Abb. 25.) Als der Tempel durch das Erdbeben von 63 Schaden erlitten hatte, wurde er wiederhergestellt auf Kosten eines sechsjährigen Knaben; diesem wurde in Anerkennung die Würde eines Stadtrats von Pompeji verliehen, ohne daß er dafür noch etwas Besonderes zu bezahlen brauchte, — auch das ein kleines Kulturbild aus der Zeit Neros!



Abb. 25. Szene aus dem Isiskultus. Vorzeigung des Nilwassers. Wandgemälde aus Herkulaneum.

Im selben Viertel fand noch ein kleines Heiligtum Aufnahme, das sich nach der Hafenstraße öffnet und einem griechischen Lehngott, dem Zeus Meilichios, geweiht war (Abb. 19, *H*); der Beiname, ähnlich wie der auch gerade im Schifferleben häufige „Soter", bezeichnet den Gott als den Gnade und Hilfe bringenden: ihm mochte der Schiffer nahen, ehe er hinab zu seinem Schiff ging, oder wenn er von gefahrvoller Reise heimkam; auch im Welthafen des Piräus wurde er verehrt, ihm anspruchslose Votivreliefs aufgestellt. Eine im Hafentor aufgestellt gewesene oskische Inschrift nennt ihn uns bereits: also haben wir auch hier einen spätestens im zweiten Jahrhundert durch den Seeverkehr mit griechischen Ländern eingeführten Gott.

V. Das italische und griechische Privathaus, und die Verbindung beider im pompejanischen Hause.

Wir haben gesehen, wie die beiden wichtigsten öffentlichen Komplexe Pompejis unter dem Einfluß der hellenistischen Bildung und Lebensgewohnheiten tiefgreifende Veränderungen erfuhren und in diejenige Gestalt übergeführt wurden, mit der in allem Wesentlichen noch die Kaiserzeit zufrieden war. Es ist von vornherein vorauszusetzen, daß auch die Formen des privaten Lebens sich denjenigen der höher entwickelten Kulturländer des Ostens allmählich anpaßten, manches von dort übernahmen, und in der Gestaltung des Wohnhauses solche Beeinflussung zum Ausdruck kam. Aber wie z. B. das

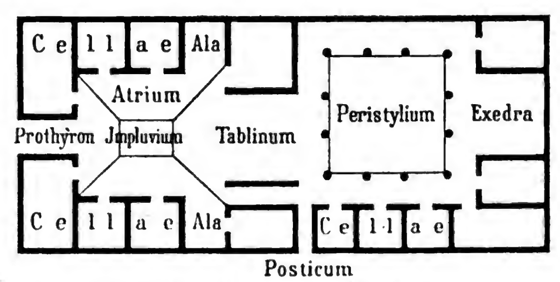


Abb. 26. Grundriß des pompejanischen Normalhauses.

Erbrecht jeder Veränderung zäheren Widerstand entgegenzusetzen pflegt, als das öffentliche Recht, so hält auch das Privatleben am Althergebrachten treuer fest, als das öffentliche Leben der Städte. So sind denn die mannigfachen Kompromisse, welche altitalisches Wesen und griechische Art in den Häusern Pompejis miteinander schließen, höchst interessant zu beobachten. (Abb. 26.)

Das altitalische oder altetruskische Haus, wie es uns z. B. für das vierte Jahrhundert durch das Volumniergrab bei Perugia vor Augen gestellt wird, besteht aus einem Hauptraum, dem Atrium, dessen mit einer ursprünglich kleineren, später auch größer werdenden Licht- und Rauchöffnung versehenes Holzdach auf großen Querbalken frei ruht, in seiner normalen Gestalt nach der Lichtöffnung abfällt und so das Regenwasser in das inmitten des Atriums befindliche Aufnahmebecken leitet, von wo es wieder seinen Weg, wenigstens

in vielen Fällen, in die Zisterne unter dem Hause finden mochte. In späterer Zeit, seit, auch wohl nach griechischem Vorbild, die große Druckwasserleitung vom Appennin her dasselbe Wasser brachte, das heute Neapel speist, trat die Bedeutung der Wassersammlung natürlich zurück, wenigstens für Pompeji. Um die teuren großen Querbalken zu sparen, setzte man in einzelnen Fällen wohl rings um das Wasserbecken vier Stützen unter die Vierungen der Balken; doch wird auf solche Weise auch das Atrium noch kein Säulenhof. Nur ganz vereinzelt, als ein Versuch, auch das Atrium zu hellenisieren, wird eine förmliche Säulenfolge rings um das Wasserbecken gestellt: die damals bedeutendste Stadt Altgriechenlands, Korinth, gab dieser Neuerung den Namen; doch hat man, scheint's, diese Lösung als eine hybride empfunden. Um das Atrium wurden niedrigere Gemächer angeordnet, mit Dachabfall nach außen; sie werden gelegentlich in jüngerer Zeit vereinzelt — nur sehr selten durchweg — mit Obergeschoßzimmern überbaut, zu denen schmale und steile leiterartige Treppen — daher ital. scala —, häufig mehrere an verschiedenen Stellen des Hauses, hinaufführten. Das Hauptgemach hat seinen festen Platz am Atrium, dem Eingang grade gegenüber; es heißt Tablinum, wahrscheinlich weil es im Gegensatz zum Atrium einen Holzfußboden erhielt (wohlverstanden im alten Bauernhaus, dem Vorbild des ganz mit schönem Marmorfußboden, Mosaik oder Terrazzo eingerichteten Stadthauses, wie es uns in Pompeji allein vor Augen steht); diente es doch dem Herrn und der Frau des Hauses zum Schlafzimmer, gerade wie das gleiche Zimmer an gleichem Platz in unserm niedersächsischen Bauernhaus, das überhaupt lehrreiche Vergleichspunkte in Menge bietet. Dies Schlafzimmer öffnete sich weit nach dem Atrium, die Kontrolle über dasselbe ermöglichend, während die andere Seite Licht und Luft vom Gemüsegarten hinter dem Hause erhielt. (Abb. 27.) Und auch als es nicht mehr Schlafzimmer ist, bleibt es als Speise- oder Empfangszimmer der vornehmste Wohnraum des Hauses. Nach einer kürzlich von einem italienischen Gelehrten aufgestellten Ansicht wäre das Tablinum überhaupt der Ausgangspunkt des Hauses, dem griechischen Megaron vergleichbar, das eigentliche Haus, während das Atrium dem griechischen Hof — der niederdeutschen Diele — entsprochen hätte. Im Atrium stand in alter Zeit, steht er in Pompeji noch in einzelnen alten Häusern, der Herd und entwickelte jenen Rauch, nach dessen schwärzender Wirkung der ganze Raum genannt worden sein könnte, wenn das Wort wirklich italisch ist, und nicht etwa etruskisches Lehnwort,

bei der schlagenden Gleichartigkeit des altetruskischen Hauses keineswegs ausgeschlossen und in neuerer Zeit mehrfach befürwortet. Dort spann die Hausfrau mit ihren Töchtern und Mägden, dort trieb der Mann seine Hantierung, empfing seine Besucher usw. Dies ist das alte italische Haus, dessen städtische Formen ihre Entstehung aus

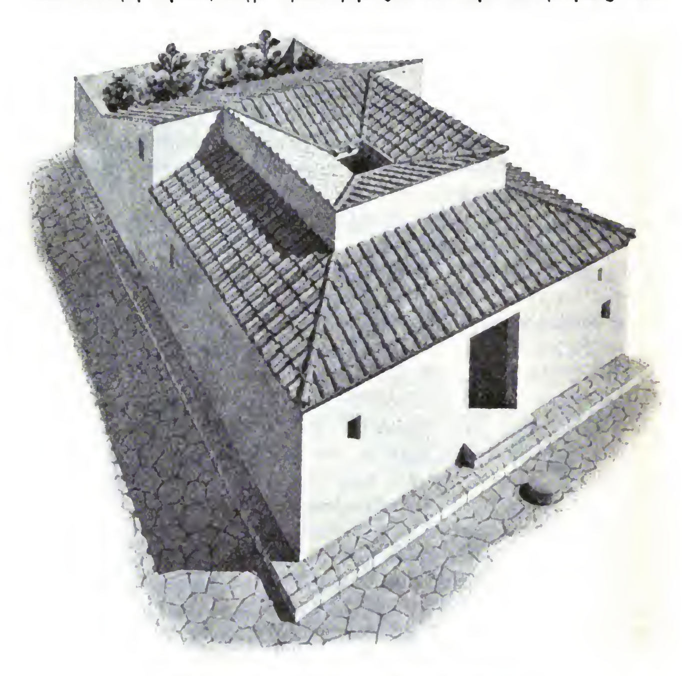


Abb. 27. Altpompejanisches Haus ohne Peristyl.

dem Bauernhaus noch ebenso deutlich verraten, wie unser mittelalterliches Stadthaus. Pompeji hat noch eine ganze Reihe solcher Häuser, die auch schon durch ihre einfache Bauart aus Quadern von Sarnokalkstein oder Kalksteinfachwerk ihre Altertümlichkeit zur Schau tragen. Weit über das dritte Jahrhundert hinauf sind wir aber durch nichts genötigt, diese mit unverhältnismäßigem Aufwand von Kraftmitteln errichteten Häuser zu setzen; sie gehören

augenscheinlich noch in die Zeit des beginnenden Steinbaues. Die voraufgegangene Periode wird ähnlich wie in Rom oder in Griechenland mit einfacheren Materialien, Luftziegeln, Holz, Stroh, Fachwerkbau jeder Art, hier und da mit etwas Bruchstein gebaut haben, und nur ganz vereinzelt mag eine Kunstform wie jene alte Säule (oben S. 30) dazwischen geraten sein.

In Griechenland beginnt das vierte Jahrhundert, mehr luxuriöse Bauformen an Stelle jener alten Einfachheit zu setzen, welche nur den Göttern schöne hochragende Marmortempel errichtete, aber das Privathaus ganz einfach hielt; die Zeit, welche Alexanders Siegeszug einleitete, fuhr in dieser Bewegung fort. Der seit den glanzvollen Tagen der „mykenischen" Herrenburgen aus dem Privathaus mehr oder minder verschwundene, so festlich wirkende Säulenhof wurde der wesentliche Bestandteil des Hauses; wie in Italien von der Straße durch einen kurzen Hausgang ins Atrium, so trat man im hellenistischen Hause in das weite lichte Peristyl, den alten offenen Hof, der im älteren griechischen Hause, namentlich wieder dem Bauernhause, der Wurzel aller Hausformen, den Besucher aufnahm, bevor er in die Vorhalle des Hauses und dann in das Innere selbst eintrat. Auf den Hof öffnete sich schon im homerischen Hause das Hauptgemach, das Megaron, später auch einfach Oikos genannt, ein meist rechteckiger Raum, dessen Mitte in jenen alten Zeiten die Feuerungsstelle aufnahm und dem eine Vorhalle vorgelegt war, welche Schatten und Regenschutz spendete; zwei Säulen, ursprünglich aus Holz, unterstützten den langen Balken, der die Endigungen der über den Hauptraum vorspringenden Seitenwände (Anten) verband. Dies war die einfache und verständige Grundform des griechischen Hauses gleichermaßen für Menschen wie für Götter, seit die Götter wie Menschen aussahen und wohnten. Wo es irgend ging, nach Süden geöffnet, erhielt dieser Hauptraum auch des späteren Hauses vom geräumigen hellen Hof Luft, Licht und Wärme. Und dieselbe Wohltat empfingen die je nach Bedürfnis, Raum und Vermögen um die andern Seiten des Hofes angeordneten Nebenräume. Der Hof selbst, bald kleiner, bald größer, war durchaus nicht immer an allen Seiten von Säulenstellungen umgeben; manche Höfe zeigten gar keine anderen Säulen als die beiden der Vorhalle des Oikos, andere hatten eine Säulenreihe nur an der Eingangsseite, noch andere führten solche ringsherum usw. Auch nach Gegenden scheinen hier Verschiedenheiten sich festgesetzt zu haben; so hat z. B. die für hellenistisches Städtewesen so außerordentlich lehrreiche Aufdeckung der gegen Ende des vierten

Jahrhunderts neugegründeten Stadt Priene uns gezeigt, daß dort die älteste Form des Hauses: nicht sehr großer Hof, nur ausnahmsweise mit Säulen umstellt, vor Oikos mit Vorhalle nach dem Schema des Antentempels, in den ersten Jahrhunderten der Stadt noch das durchaus Übliche gewesen ist, während anderswo der säulenumstellte Hof, um den die Wohnräume ziemlich gleichmäßig nach Bedeutung und Größe verteilt sind, früher zu allgemeiner Geltung gelangt zu sein scheint. Gut erhaltene Privathäuser auf Delos aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., allerdings damals einer im Mittelpunkt des Weltverkehrs stehenden blühenden Handelsstadt, zeigen uns das Schema des Peristylhauses in konsequenter Weise durchgeführt. Diese im zweiten Jahrhundert moderne Gestalt des griechischen Hauses wurde das hellenistische Vorbild auch für den Westen. Man erkannte dort sehr wohl die praktischen und ästhetischen Vorzüge dieser Wohnungsform und sah in ihr die äußere Hülle, in der allein die höher gespannten Formen geistig und künstlerisch veredelten Lebens eine würdige Heimstätte finden konnten.

Andererseits waren und blieben aber die Menschen, trotz aller nivellierenden Wirkung des Kulturausgleichs, hüben und drüben verschiedene Menschen. Bringen doch noch heute Wohnung und Wohnart der einzelnen Völker ganz besonders klar die Verschiedenheit ihres Wesens und Charakters zum Ausdruck. Der Grieche fühlte sich von früh an trotz aller Verschiedenheiten, wie sie Geburt und Vermögen bedingen mochten, als gleichberechtigtes Glied eines politischen Gemeinwesens, das gewohnt war, seine Angelegenheiten gemeinsam und öffentlich zu erledigen. Der Markt, die Straße, die weite freie Öffentlichkeit waren für ihn Lebenselement, das Haus diente im wesentlichen nur der Unterkunft: mit wie bescheidenen Größenverhältnissen man da mitunter zufrieden war, zeigen uns in geradezu überraschender Weise die Abmessungen mancher Häuser der griechischen Kleinstadt Thera, deren Kenntnis wir Hiller v. Gärtringens Opferwilligkeit und Tatkraft verdanken. Auch die Forderung, daß für die Frau und ihre Tätigkeit eigne und besonders abgeschlossene Teile des Hauses vorbehalten sein sollten, scheint nur in den Herrenhäusern der mykenischen Zeit — und da doch gewiß als Kennzeichen nicht bodenständiger, sondern aus den höher und anders kultivierten Ländern des Ostens übertragener Herrensitte — ihren Ausdruck gefunden zu haben, und dann erst wieder in einer Zeit und unter sozialen Verhältnissen, die einer Übertragung orientalischer Sitte besonders günstig waren. Die griechische Frau besserer

Stände bewegte sich freilich außer dem Hause nicht mehr als nötig und mied lärmende Männergesellschaft, aber im Hause war sie die gleichberechtigte Herrin und teilte durchaus die Wohnung des Mannes, wenn sie auch da, wo der Platz es erlaubte, aus praktischen Gründen ihren Hauptaufenthalt in etwas mehr abgesonderten Teilen des Hauses, z. B. im Obergeschoß hatte: das ist ja doch auch bei uns nicht anders. Im griechischen Hause gab es also keine prinzipielle Trennung zwischen solchen Teilen, die etwa ausschließlich der Familie reserviert gewesen und solchen, die wesentlich nur dem geschäftlichen Verkehr offen gestanden wären. Freilich brachte die oben gestreifte Naturanlage des Volkes es auch mit sich, daß, wer in öffentlichen oder privaten Interessen einen Mitbürger zu sprechen wünschte, das in sehr vielen Fällen in der Öffentlichkeit an drittem Orte tun konnte: das Bedürfnis der Rede, jedem Griechen eingeboren, nennen wir es meinetwegen auch des Schwatzens, führte gewiß selbst den beschäftigten Mann zu bestimmter Stunde des Tages auf den Markt oder wohin man sonst ging, um solche Gelegenheit zu finden. Suchte aber ein Grieche den anderen in seinem Hause auf, so kannte eben der eine den andern infolge dieser Gewohnheit des steten persönlichen Gedankenaustausches und Verkehrs in der Öffentlichkeit so gut, stand jeder dem andern sozial so wenig fern, daß das Haus sich einem jedem gerne öffnete. Wer in den Säulenhof des griechischen Hauses eintrat, befand sich sogleich auch inmitten der Familie.

Gegenüber den griechischen Demokratien hat die römische Republik ein scharf betontes aristokratisches Gepräge; die Klassen scheiden sich nicht bloß in Rom stark voneinander. Und wo solche Klassenscheidung herrscht, pflegt die Eifersucht der Klassen gegeneinander einen gewissen trotzigen Stolz nicht nur des Höher- gegen den Tiefstehenden, sondern gerade und ganz besonders umgekehrt hervorzurufen und zu nähren: die Geschichte unserer Reichsstädte liefert für diese Erscheinung lange Reihen von Belegen. So war es in England, als sich das Wort prägte: „My house is my castle“. Und so war es im alten Rom so gut wie wohl überall da, wo „Italiker“ wohnten. Solches Selbstbewußtsein bringt ein gewisses Abschließungsbedürfnis mit sich, und das äußert sich zunächst und besonders deutlich im Wohnungswesen. Natürlich erst in den mehr komplizierten Verhältnissen, wie höher gestiegene Kultur sie mit sich bringt. So wie die Griechen es taten, jeden Besucher gleich im Kreise der Familie zu begrüßen, das entsprach ebensowenig altitalischer Art, wie noch heute nicht derjenigen des romanischen Südländers,

während der heutige Grieche in diesem Punkte, trotzdem er durch Byzanz und greuliche Türkenwirtschaft hindurchgegangen ist, an der altgriechischen Tradition festhält.

Sehr interessant ist es nun, wie der Pompejaner es fertig brachte, an seiner alten Art zu halten und doch die Vorteile des griechischen Hauses sich zu eigen zu machen. Er verknüpfte in ebenso origineller wie einfacher Art das alte italische Haus mit dem griechischen, indem er beide aneinanderschob und das Peristylhaus benutzte, um jenes ihm innewohnende Bedürfnis nach einer gewissen Abschließung zu befriedigen und der Familie ihr intimstes Recht zu wahren. In dem ausgegrabenen Pompeji der Kaiserzeit sind es nur noch Häuser kleiner Leute, die an dem alten Atrium sich genügen ließen. Ganz bescheidene Häuser und einige, die sich noch wie Reste aus alter Zeit erhalten haben, geben uns allein noch ein Bild vom alten Haus des dritten und früherer Jahrhunderte. Alle übrigen Häuser bemühen sich, selbst auf recht beschränktem Raume, wenn nicht mehr zur Verfügung stand, die Zweiteilung des Hauses in der Weise durchzuführen, daß der von der Straße zunächst zugängliche Teil das alte Atrium darstellt, an der Rückseite in gewohnter Weise durch das Tablinum abgeschlossen, welches nach hinten einen Durchblick gewährt. Doch sieht man aber nicht mehr wie in alten Zeiten des Bauernhauses in den Gemüsegarten, sondern in den Säulenhof des griechischen Hauses (Abb. 28), der sich auf der Stelle des alten Gartens erhebt, fast durchweg auch noch gärtnerische Anlagen umschließt — hierin wirkt die Tradition noch nach —, oder, bei so kleinen Häusern, daß von wirklicher Gartenanlage nicht mehr die Rede sein kann, wenigstens auf der ihn abschließenden Rückwand gemalte Ausblicke ins Grüne, sei es Garten, sei es Vedute, zeigt. „Klein, aber mein" ist das Wort, welches am besten den Geist bezeichnen würde, in dem der Mittelstand durchweg dies sein Heim eingerichtet hat. In häufig fast rührender Weise zeigt sich das Bestreben, die kleinen Räume für den Blick auszuweiten, den Nachteil des nach außen abgeschlossenen und dadurch leicht beengend wirkenden Innenhauses durch kunstvoll herbeigeführte Selbsttäuschung nach Tunlichkeit abzumildern. Die Betrachtung der Wanddekoration wird uns noch eingehender auf diese wiederum echt im Geiste des Hellenismus begründeten Bemühungen zurückführen. Auf das Peristyl öffnen sich solche Räume, die zum Aufenthalt der Familie während des Tages bestimmt und dem indiskreten Auge ebenso wie die seitlichen Gänge entzogen sind. Wer in das dunklere

Atrium eintrat, durfte sich dagegen erfreuen an dem freien Durchblick durch das breitgeöffnete Tablinum in den von ferne festlich wirkenden, mit Grün, Blumen und reichlich springenden Wassern geschmückten Säulenhof, ein Bild, dessen perspektivische Wirkung namentlich in den größeren Häusern der Vornehmen wir uns schwer-



Abb. 28. Blick in das Atrium eines pompejanischen Hauses. Wandschmuck ersten Stils.

lich malerisch genug vorzustellen in der Lage sind. Hier, im und um das Peristyl, ist der Sitz des intimsten Familienlebens, das Daheim des Hausherrn, während bis in das Atrium die Geschäfte des Tages ihre Schatten werfen, dort und in den Nebenräumen die Sklaven und Sklavinnen ihre Arbeiten verrichten.

Nicht immer sind Atrium und Peristyl hintereinander angeordnet; namentlich in den häufigen Fällen, wo steigender Wohlstand eine Vergrößerung des eigenen Hauses dadurch herbeiführte, daß ein

Nachbarhaus angekauft wurde, stehen wohl griechisches und italisches Haus nebeneinander; das Atrium, enger und einfacher, ist das Geschäftshaus, mit dem das luxuriösere Wohnhaus häufig nur durch eine Verbindungstür verknüpft ist. Auch gibt es Häuser mit zwei Atrien, in ähnlicher Weise zusammengewachsen. In solchen Fällen bleibt das bessere Atrium als Durchgangsraum zum griechischen Teil des Hauses dieser seiner früheren Bestimmung vorbehalten, wohl auch dem Empfang besser gestellter Besucher, während das andere Atrium ausschließlich dem Geschäftsverkehr diente. In recht wohlhabenden Häusern befindet sich wohl hinter dem Peristyl noch ein besonderer Garten, den dann mitunter nochmals eine Säulenhalle umschließt, so daß man von einem zweiten Peristyl reden könnte. In solchen Fällen stellt dann die Verbindung zwischen Peristyl und Garten auch wohl eine Wiederholung der Zimmerfolge dar, welche Atrium und Peristyl trennt, so daß man ein zweites Tablinum findet: so in der für die Anordnung der Räume besonders lehrreichen „casa del Fauno“, einer vornehmen Patrizierwohnung des zweiten Jahrhunderts. Derartige Zimmerfluchten mit Höfen an beiden Seiten boten die große Annehmlichkeit, nach Jahreszeit und Witterung die Aufenthaltsräume wechseln zu können, z. B. die Speisezimmer im Winter nach Süden, im Sommer nach Norden zu legen, — sei es in eigene Zimmer oder in die Säulengänge selbst. Reichlich machte man von solchen Möglichkeiten Gebrauch. Auch der kleine Mann tat das, soweit es irgendwie sein Platz gestattete. Gewiß sind auch hierfür die hellenistischen Lebensformen des Ostens vorbildlich gewesen. Interessant und merkwürdig ist, daß diese Verbindung des italischen und griechischen Hauses in Pompeji, auch dem übrigen Kampanien eigentümlich — in der Stadt Neapel sind Häuser gleichen Grundrisses entdeckt — weiter südlich sich nicht mehr zu finden scheint. In Tarent herrscht noch in der Kaiserzeit unumschränkt das in Pompeji nur durch ganz vereinzelte Beispiele atriumloser Häuser vertretene hellenistische Haus; ebenso auf Sizilien, z. B. in Häusern des zweiten Jahrhunderts v. Chr. in Kenturipai; ebenso auf Malta, in Nordafrika und sonst. Kampanien ist von den Alten nie zu „Großgriechenland“ gerechnet worden. Es ist eine Welt für sich, ein Übergangsland, in dem italisches und griechisches Wesen sich zu einer Einheit verbinden. In diesem Verhältnis liegt seine große Bedeutung für Mittelitalien, namentlich für Rom.

VI. Die Innendekoration.

Mit den Grundrißformen des Hauses übertrugen sich natürlich auch die hellenistischen Schmuckformen. Die Anschauungen, welche diesen zugrunde liegen und die Phasen ihrer Entwicklung stehen uns jetzt wenigstens für die älteren Zeiten klar vor Augen, dank namentlich den französischen Grabungen auf Delos und den deutschen in Kleinasien.

Das fünfte Jahrhundert kannte den Quaderbau mit edlem Material nur für Tempel und ganz hervorragende Profanbauten öffentlichen Charakters. Solche Quaderwände erfreuen uns noch heute in hohem Grade durch die Schönheit ihrer Arbeit, die Schärfe ihrer Fugung an den klassischen Bauwerken, z. B. der Akropolis von Athen. Eine solche Wand ist in der Weise aufgebaut, daß auf ein niedriges Glied eine Reihe von großen auf die hohe Kante gestellten Platten folgt, die sog. Orthostaten; sie setzen eine Form fort, die ursprünglich gefunden war von einer Zeit, die ihre aufgehenden Mauern aus Luftziegeln oder Fachwerk errichtete und hierfür ein breites und hohes Fußglied aus Stein nötig hatte, damit die Bodenfeuchtigkeit das empfindliche Material der Mauer nicht angreifen konnte, auch die Luftziegel bei der beträchtlichen für sie notwendigen Mauerdicke eine breite und der gewaltigen Last gewachsene Unterlage bekamen. Die Macht der Gewohnheit ist in der Baukunst ganz besonders stark aus naheliegenden Gründen. Einmal gewöhnt an eine derartige Gliederung der Wand, wollte das Auge nicht mehr darauf verzichten, auch als sie von keinerlei technischer Notwendigkeit mehr gefordert war. So wurde sie auch auf die Marmorwand übernommen. Die einzelnen Teile solcher Wand, deren ursprünglich verschiedene Funktionen das Stilgefühl auch späterer Zeiten noch empfand, wurden in besseren Bauwerken durch schmale, meistens auch etwas vorspringend gearbeitete Architekturglieder voneinander getrennt; ein Gesimse gab einen oberen Abschluß, den in einzelnen Fällen ionischer Kunstart entsprechend noch ein Fries derartig verbreiterte, daß der Abstand zwischen eigentlichem Wandabschluß und Decke ganz beträchtlich wurde. Selbst koloristische Gegensätze, durch Anwendung verschiedenfarbigen Materials erzielt, treten uns schon an Akropolisbauten der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts als Mittel entgegen, um jene geschichtlich begründete Verschiedenartigkeit der einzelnen Wandteile augenfällig

zu machen. Es ist schon früher gesagt worden, daß um diese Zeit das Privathaus noch von großer Einfachheit war. In Gegenden, wo es kein edles Baumaterial gab, also z. B. in Süditalien und Sizilien oder im Westen Griechenlands, waren auch die Häuser der Götter in bescheidenem Material errichtet und durch Wandstuck oder Tonverkleidungen Schutz gegen die Witterungseinflüsse und ein reicheres Aussehen geschaffen. Ebenso schützte auch das Privathaus seine aus Lehmziegeln, Bruchsteinfachwerk oder einfachem Stein aufgerichteten Wände, auch dort, wo Marmor den öffentlichen Bauzwecken diente. Stuckwände waren es, auf die Polygnot und seine Genossen ihre großen Wandgemälde malten, froh der ungeteilten Flächen, die ihnen in Bauten wie dem Theseion und Hallenbauten von Athen, der Lesche von Delphi für solche Zwecke zur Verfügung standen.

Aber man empfand doch lebhaft die Schönheit einer aus echtem Material errichteten Mauer, ihres durch das Läufer- und Bindersystem abwechslungsreichen Fugenschnitts, ihrer feinen architektonischen Gliederungen und Abschlüsse. Statt einer Fläche ohne Leben und Gestalt hatte man eine lebendige Konstruktion vor sich, keinen nüchternen, nur absperrenden Abschluß, sondern ein emporstrebendes, tragendes, tätiges Bauglied. Das architektonische Empfinden, zu unerhörter Feinheit an den herrlichen Staatsbauten herausgebildet, mußte sich auch denen mitteilen, die das Glück hatten, tagtäglich solche Kunstwerke vor Augen zu sehen; man wurde gedrängt zu dem Wunsche, auch den Wänden des bescheidenen Privathauses etwas zu verleihen von dem Zauber der Lebensfunktion einer in echtem Material strahlenden Mauer.

So kam man dazu, in die Stuckwände des Privathauses imitierte Quaderteilung einzuritzen, die Qualität des Stucks durch äußerst sorgsame Herstellung zu verbessern, ihm durch Zusätze von Marmorstaub auch etwas vom Marmorglanz zu verleihen, durch Tränken und Übergehen mit heißem Wachs oder anderen Materien solche Illusion zu erhöhen, nebenbei die Poren zu schließen und so die materielle Widerstandsfähigkeit des Bewurfs zu verstärken. Sogar gewisse Unfertigkeiten mancher Marmorwände, so z. B. die in der Mitte des Quaders stehen gelassene Werkschicht, umgeben von dem schon geglätteten Fugenrand, wurden derartig als Vorbild betrachtet, daß sie in Stein und Stuck künstlich nachgebildet wurden, eine bis auf den heutigen Tag weiterzeugende Zierform (Dörpfeld). Nachdem einmal die Gewohnheit sich durchgesetzt hatte, die einfache

Abschlußwand auch des Privathauses als einen architektonischen Aufbau zu empfinden, Wandprofile in wirklichem Relief an ihr zur Darstellung zu bringen, war der weitere Schritt nur natürlich, daß auch Antenpfeiler und Säulen nachgebildet wurden, jene tragenden Glieder, deren Verbindung mit der Wand so eng zum Bauempfinden der Monumentalbaukunst gehörte. Stand doch bei manchen kleineren Tempeln die Säule oftmals so dicht vor der Wand, daß sie, namentlich etwas von ferne gesehen, nur wie ein Stück Wandgliederung wirkte, so daß der weitere Schritt, von der Kleinkunst schon oft genug gemacht, sie als Halbsäule eng mit der Wand zu verbinden, völlig selbstverständlich erscheint. Die Gewohnheit, die Säule sich aber vor der Wand freistehend zu denken, in der Wand den entfernteren Hintergrund zu erkennen, führte naturgemäß dazu, solche mit Säulen oder Halbsäulen gezierte Wände perspektivisch zu sehen. Und hier liegt dann die Wurzel für perspektivische Architekturmalerei, wie sie für Bühnenhintergründe schon gegen Ende des fünften Jahrhunderts durch den samischen Maler Agatharchos virtuos praktisch geübt und theoretisch begründet wurde, ein Dekorationssystem, welches für die ganze spätere Ausschmückung des Privathauses von allergrößter Bedeutung geworden ist. Agatharchos hat schon das Haus des Alkibiades vermutlich doch in dieser Weise ausgeschmückt.

Echte originale Marmorwände, Wandnachbildungen auf Reliefs und Sarkophagen (klagende Frauen von Sidon u. a.), dann aber auch, schon im dritten Jahrhundert beginnend, Stuckwände zeigen uns nun die Quaderwand als eigentliche Grundlage jeder Dekoration, die künstlerische Ansprüche erhebt. Ich nannte schon die Wände von Delos und Priene. Diese, der Mehrzahl nach aus dem zweiten Jahrhundert, beginnen ein Element stärker in den Vordergrund zu schieben, das z. B. an den Wänden der sog. Pinakothek in den Propyläen von Athen nur andeutungsweise zu erscheinen beginnt: ich meine die Farbe. Da erhalten die Orthostaten eine andere Farbe als der Sockel, die Trennungsleiste über den Orthostaten wieder eine andere und die alsdann, immer in der Stucknachbildung, übereinander geschichteten Wandquadern zeigen selbst in ein und derselben Reihe bunt abwechselnde Farben. In einer Höhe, wo vielfach in kleineren Häusern noch gerade die Hand des Erwachsenen hinreicht, ist der architektonische Abschluß dieser Quaderwand gegeben durch ein ziemlich weit ausladendes Gesims, dessen unteres Glied ein Zahnschnitt zu sein pflegt; in einzelnen Fällen läuft unter dem Sims noch ein

5*

Triglyphenfries hin, dessen Metopenfelder durch Stuckköpfe verziert sind; blaue und rote Farben beleben in der herkömmlichen Weise auch diesen Fries. Ebenso sind vereinzelt Reste von Halbsäulen aus Stuck festgestellt worden, die entweder, klein, nur den Fries gliedern, oder aber, an der ganzen Wand heruntergeführt, dieser selbst einen festen Halt geben. Die Vermengung von dorischem und ionischem Gebälk, wozu wohl noch korinthisierende Kapitelle kommen, ist für den Hellenismus bezeichnend, in den alle altgriechischen Sondereigentümlichkeiten zusammengeflossen sind, und der das Gefällige jedesmal daher nimmt, wo er es brauchen kann. Dies Gesims selbst diente in Priene nachweislich, um allerlei Requisiten des täglichen Lebens, namentlich aber jene reizvollen, teils in praxitelischem Formenreiz, teils in alexandrinischem Naturalismus und Humor sich äußernden Tonfigürchen aufzustellen, die seit den Zeiten Alexanders der billige und geistvolle Schmuck auch des bescheidenen Privathauses waren, so etwa wie bei uns seit Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts die Porzellanfigürchen. Diese hübsche Sitte hat der Westen nicht übernommen, oder wenigstens nur in sehr beschränktem Maße. Auch diese Figürchen und Gruppen leuchteten in fröhlichen Farben herab von der gleichmäßig hellen Wand, die sich vermutlich — denn in Priene haben sich die oberen Wandteile kaum in Spuren erhalten — hinter ihnen über dem Gesims erhoben haben wird.

Diese Farbenfreude, die sich auch der den Quaderbau nachahmenden Hauswand mitteilt, ist zwar an sich eine sehr berechtigte, gut südländische Reaktion gegen die Freude am bloßen Reiz des Konstruktiven; sie erklärt sich aber auch historisch in Ägypten aus der dort so erleichterten Anwendung farbiger Marmorarten, die, in den Wüsten Oberägyptens gebrochen, mit leichter Mühe den Nil herunter nach Alexandria gebracht und dort verwendet wurden: in wie umfassender Weise, zeigt jede Grabung, ja schon ein bloßer Spaziergang am Meeresstrande östlich vom heutigen Alexandria, wo der Boden von Meer und Land weithin bedeckt ist von bunten Inkrustationsresten aus den Häusern und Königspalästen der alten Stadt. In Ägypten konnte man sich den Luxus derartig echter Wandverkleidung in so weitgehender Weise erlauben; anderswo war man mehr wie dort genötigt, diesen eigenartigen Reiz durch Stuckimitation zu erzielen. Meist nur öffentliche Bauten zeigten in den hellenistischen Städten Kleinasiens Wände aus echtem Material; selten gestatten sich diesen Luxus auch Privathäuser, vereinzelt z. B. in Pergamon. Welche Wirkungen man auch mit farbigem Stuck zu erzielen ver-

stand, zeigen uns noch die Wände sowohl Prienes, wie, wenn auch etwas vergröbert, diejenigen Pompejis aus dem zweiten Jahrhundert und bis ziemlich weit in das erste hinein. Daß die Basilika so ausgeschmückt war, ist schon erwähnt. Auch an manchen Privathäusern ist diese Dekorationsweise erhalten, teils unmittelbar, teils unter späteren Übermalungen. Deutlich sehen wir, wie diese uns im griechischen Orient schon des dritten Jahrhunderts jetzt mehrfach begegnende Kunstweise von dort aus auch den Westen erobert hat.

Bereits im Orient begann sie ihre massige Art zu ändern; in verschiedenartiger Weise eingefaßte Quaderbänder, zwischen Orthostaten und obere Wand gelegt, mitunter auch schon friesartig behandelte figürliche Streifen bringen in delischen Häusern neues Leben in die starre Materie. Auch in Pompeji zeigen vereinzelte Malereien auf dem Band zwischen Orthostaten und aufgehender Wand den Durchbruch neuer Regung der Phantasie und des malerischen Gefühls. Aber die Freude am schönen ausländischen Marmormaterial, das Bestreben, was man in edlem Material nicht geben konnte, in Stuck nachzuahmen, drängte solch leise beginnende Neigungen zu inhaltsreichem figürlichem Schmuck noch lange zurück, stärker in Pompeji, als z. B. auf Delos. Erst in den letzten Jahrzehnten der Republik und während des ersten Menschenalters der Kaiserzeit wandelte sich diese starr architektonische Art, und zwar in einer Weise, die neuerdings auch auf Delos und in Pergamon vereinzelt sich zu zeigen beginnt, für deren Herkunft aber gewisse Anzeichen wiederum nach Ägypten weisen. War jene erste künstlerische Dekorationsweise, die uns in Pompeji begegnet, schon ein Kompromiß zwischen Wollen und Können, zwischen dem Wunsch, in Räumen zu leben, die durch den Reiz architektonisch konstruierter Wände und echten, womöglich farbigen Materials wirken wollten und der Unmöglichkeit, anders als durch möglichst korrekte Nachbildung solcher Wände sich zu helfen, so wurde die nunmehr auftretende Art ein Versuch, an Stelle der mühsamen und etwas pedantischen Nachahmung der wirklichen und profilierten Quaderwand eine Übertragung derselben in Malerei zu setzen. Die Wand wurde wieder eine völlig ebene Fläche, auf der die alten architektonischen Gliederungen nur gemalt wiedergegeben wurden. Aber alle Falschheit hat einmal ihr Ende. So auch hier. Man wollte sich vortäuschen, eine wirkliche Quaderwand aus edlem Stoff vor sich zu haben und täuschte schließlich die ganze Wand weg. Über lauter gemalten Gesimsen und Zierleisten kam bald die eigentliche Wand zu kurz und wurde auf so wenige Quaderreihen

reduziert, daß man sich am Ende fragen mußte, wo denn die Wand eigentlich geblieben sei. Nachdem die Malerei einmal in so weitgehender Weise von der Wand Besitz ergriffen hatte, wurde sie die Herrscherin und benutzte nur die Architektur, um mit ihrer Hilfe das Wandfeld zu gliedern. Diese mitunter sehr geistvolle Gliederung würde uns in vielfacher Hinsicht unverständlich bleiben, war es auch, bis Mau die Abfolge der Dekorationsstile entdeckt hatte, wenn wir nicht den Ausgangspunkt des ganzen Systems vor Augen hätten und klar erkennen könnten, wie sich dieser bis in den Ausgang der augusteischen Zeit herrschende von Mau sog. zweite Stil aus dem ersten entwickelt hat. So entsteht denn alles Spätere. (Abb. 29, 30, 31.) Dem einen Künstler ist mehr die Freude an architektonischer Konstruktion, dem andern das rein malerische Empfinden die führende Kraft. Bald kann sich der Wandmaler nicht genug tun in perspektivischer Anordnung verschiedenartigster Architekturteile, leichtester Säulenbauten, ganzer Hausfassaden und Straßenveduten, mit in architektonische Rahmen gespannten Durchblicken in eine romantische Landschaft, belebt von mythologischen Handlungen. Bald verwandelt er die Wände in einen kunstmäßigen Garten, bald wird die Wandfläche Trägerin lebensgroßer Gestalten, die in ganz eigenartiger Weise Erscheinungen der unmittelbaren, porträthaft, aktmäßig aufgefaßten Gegenwart zu schönheitsvollen Trägern ernster Gedankenreihen oder mytho-



Abb. 29. Aus einem Zimmer einer Villa bei Boscoreale.

logischer Szenen machen: so einige Wände der bekannten Villa in Boscoreale, noch überraschender jedoch, viel höher stehend, ein Saal der 1909 entdeckten Villa Gargiulo vor dem Herkulaner Tor.

Immer mehr wird das architektonische Gerüst leeres Schema, immer stärker tritt die Freude an reinem malerischen Schaffen in den Vordergrund. Schon in der letzten augusteischen Zeit äußert sich die Erinnerung an den einstigen Aufbau der Wand nur noch in ihrer allgemeinen linearen Einteilung, welche erkennen läßt, wo einstmals der obere Abschluß der Orthostaten, wo das die Quaderwand krönende Gesims waren; frei teilt sich der Maler seine Wand ein und setzt, unbekümmert um alle Ansprüche einstiger architektonischer Illusion, seine figürlichen oder ornamentalen Malereien ruhig auf die Wandflächen, da, wo die allgemeine Symmetrie und die farbige Wirkung solchen Schmuck ihm richtig erscheinen lassen. Es ist eine Malerei voll des feinsten Farbensinnes, sorgsamster Abstimmung der stofflichen und koloristischen Werte, frei von jener Freude an perspektivischen Kunststücken, die der vorhergehenden und der folgenden Periode eigen ist, frei von jedem Streben, durch starke Effekte den Beschauer zu bestimmter Empfindung zwingen, ihm imponieren zu wollen. Die feingeschliffenen Kabinettstücke der Elegiker ruft diese künstlerische Art in Erinnerung. Der Künstler malt für den gleichgestimmten Kenner; er weiß wie dieser empfindet, empfindet selbst so. Vorher



Abb. 30. Aus einem Zimmer einer Villa bei Boscoreale.



Abb. 31. Wandschmuck zweiten Stils.

nur in den letzten Jahrzehnten des zweiten Stils, nachher nie wieder standen Auftraggeber und Maler auf gleich hoher künstlerischer Stufe. Diesem, dem von Mau als drittem gezählten — malerischen — Stile (Abb. 32) folgt um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. ein abermaliger Rückgriff auf die Architektur. Zunächst bleibt die Wand mehr noch Wand. Aber oben beginnen schon

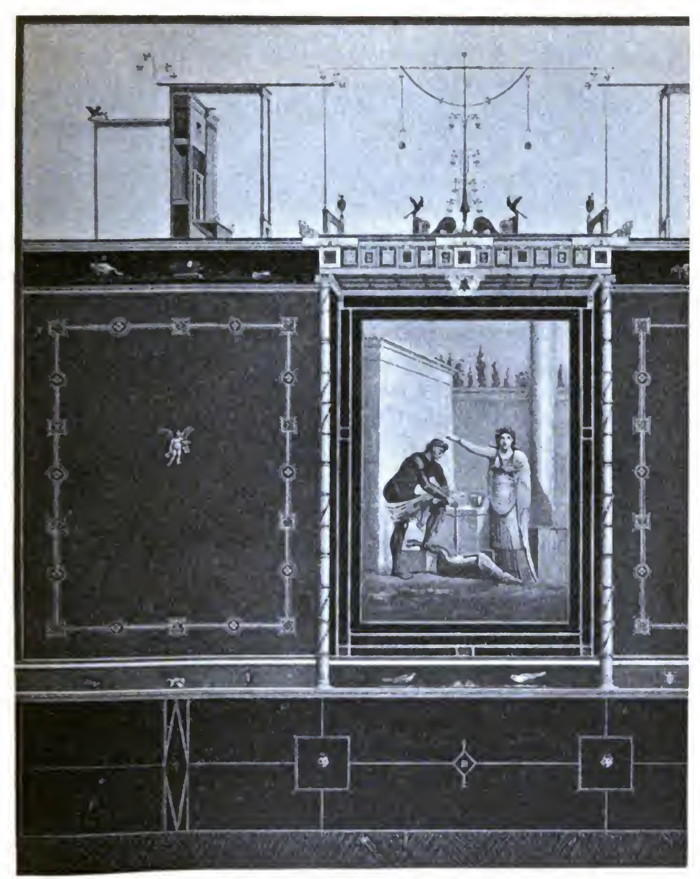


Abb. 32. Wandschmuck dritten Stils.

auf lichtem Grund leichte, durch Figuren belebte unmögliche, aber doch perspektivisch richtig gedachte Architekturen leichtester Art die Vorstellung ins Lichte sich verlierender Weiten zu erwecken. So z. B. in dem durch die reizvollen Erotenfriese berühmten Saal des Vettierhauses. Bald aber wird trotz des Protestes, welchen schon gegen

den zweiten Stil pedantische, wenn auch korrekt denkende Architekten erhoben hatten, die ganze Wand aufgelöst in ein freies architektonisches Spiel voll geistsprühender Phantasie und einer mitunter auch recht kräftigen, ja derben Farbenfreude (Abb. 33); sogar die Reliefwirkung erhöhter Stuckornamente wird gelegentlich wieder zu Hilfe genommen. Die großen tragischen Mythen, auf den figürlichen Gemälden des dritten Stils so gern vorgeführt, treten noch mehr zurück hinter der Welt, wo Aphrodite, Eros, Dionysos herrschen. An Stelle der Musen tritt leichter geschürzte Weiblichkeit. Peristyl- und Gartenwände, auch Gartenbrüstungen, zeigen gern in einfacher als Repoussoir wirkender architektonischer Umrahmung Ausblicke in weite, von Hügeln, Wald und Wasser belebte Landschaften, in denen oftmals Tiere der Wildnis ihr Wesen treiben: ein wirkungsvoller Gegensatz zum Mikrokosmos des kleinen Hausgartens. Die malerischen Errungenschaften des dritten Stils sind dem vierten natürlich nicht verloren gegangen, sind aber nicht mehr im früheren Sinne Selbstzweck, sondern sind nur mittätig, um die Wirkung des großen perspektivischen und farbigen Gaukelspieles zu erhöhen. Die typische Einteilung der Bühnenwand und ihre für die Kaiserzeit so charakteristische starke Profilierung spiegelt sich wieder auf mancher Wand dieses dem Bühnenhaften, Mimischen wahlverwandten vierten Stils. Der Innenraum soll scheinbar vergrößert, überraschende, momentan wirkende Effekte hervorgezaubert, der Beschauer mit Erinnerungen an höhere, feinere literarische Bildung geringer belastet werden: das sind die Grundzüge dieser Strebungen der Zeit des Claudius, Nero, der Flavier, derselben Zeit, in der Petronius den Trimalchio schuf. In Pompeji sind bei weitem die meisten Wände in dieser von der diskreten Feinheit früherer Dekoration oftmals recht weit entfernten, aber immer sehr interessanten Art geschmückt, natürlicherweise, weil es die Moderichtung der letzten Generation Pompejis war und überdies das Erdbeben von 63 sehr viele Wiederherstellungsarbeiten notwendig gemacht hatte, die begreiflicherweise alle in dieser neuen Art ausgeführt wurden. Bis in das zweite Jahrhundert n. Chr. blieb dieser, von der Groteskenmalerei der römischen Renaissance mit Begeisterung wieder aufgenommene Stil in Übung, wie uns erhaltene Reste aus anderen Teilen der west- und ostmittelländischen Welt bezeugen. Eine vereinfachende Rückkehr zu ruhigeren Formen scheint erst mit einer klassizierenden Reaktion unter Hadrian einzusetzen.

Die Maler, welche in Pompeji durch drei Jahrhunderte hindurch

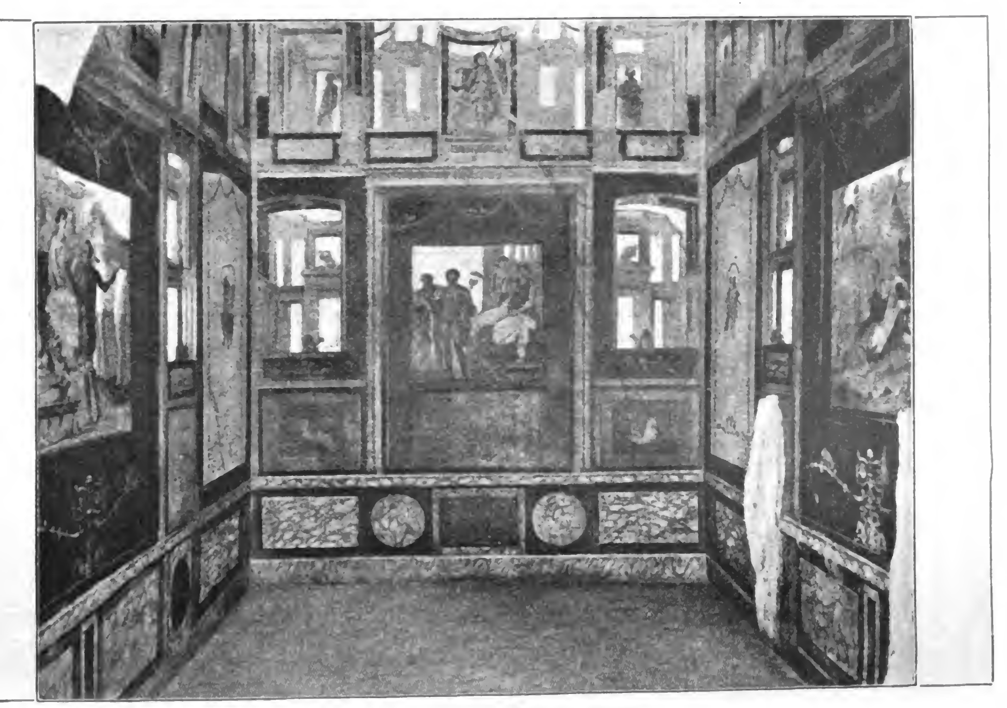


Abb. 33. Speisezimmer im Hause der Vettier.

die Wände mit so buntem, heiterem Spiel überzogen, eine derartige Fülle von Freude, Glanz und Poesie über die Wände mit kunstgewandter Hand ausgossen, daß unser Tapetenzeitalter wahrlich keinen Anlaß hat, auf solche Kunstwelt in einer mittelgroßen italischen Landstadt herabzusehen, sind natürlich wohl zum größten Teile dort einheimische Stubenmaler gewesen. Aber die Heimat für das alles war der griechische Osten. In der Zeit, als der sogenannte erste Stil in Pompeji einzog, wurde Kleinasien durch des letzten Attalos von Pergamon Testament ein Teil des römischen Staats. Hohe und niedere römische Beamte mußten in jenem Lande vielfach und lange Aufenthalt nehmen, römische Ritter und Kaufleute wurden durch geschäftliche Tätigkeit immer mehr dorthin geführt, schon zwei Generationen vorher war Syrakus, die reichste Stadt des Westens und durch tausend Fäden besonders mit Alexandria verbunden, römische Stadt geworden; da ist es nur natürlich, daß mit den anmutigen Formen des griechischen Hauses auch griechische Künstler ihren Weg fanden in die Metropolen des Westens, nach Rom, Kapua, Puteoli usw. Und bei solchen Leuten lernten dann gewiß die kunstfertigen, an griechischen Formen und Gedanken schon seit Jahrhunderten herangebildeten eingeborenen Kampanier das modische Bemalen der Hauswände, wie sie in Toreutik, Tonplastik und Keramik, ebenso wie in der großen Baukunst schon lange gelehrige Schüler der Griechen gewesen waren. Seit 30 v. Chr. war der Herrscher Roms auch Herr in Ägypten. Viel spricht dafür, daß die Weiterbildung der Dekorationsweise hinaus über die im ersten Stil ausgedrückte Nachbildung von Wandverkleidungen mit buntem Marmor ihren Ausgangspunkt von Alexandria genommen habe, jener bedeutendsten Handels- und Kunststadt des Ostens, wo Ägyptisches und Griechisches sich aufs engste miteinander vermählt hatte. Es ist schwerlich zufällig, daß gleich bei Beginn der Wiedergabe landschaftlicher Prospekte im zweiten Stil sich auch eine gewisse Vorliebe verrät für Verwendung von Motiven aus der Deltalandschaft, wenn auch nur an untergeordnetem Platz, als schmale Friese oder ähnliches, und daß die vielen und für hellenistische Szenerie so charakteristischen, noch viel zu wenig gewürdigten Landschaftsbilder und Architekturprospekte in den Formen der Hallen, Villen, Hafenbauten, Heiligtümer usw. so manchen an das griechische Ägypten erinnernden Nebenklang zeigen. Und immerhin verdient es Beachtung, daß für jene Abwandlungen des Inkrustationsstils, wie sie also seit der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts in Italien herrschend

werden, sich in den alten Heimstätten des Hellenismus in Kleinasien bis jetzt kaum ein Beispiel hat zeigen wollen. Der allgemeine Rückgang jener Gegenden mag eine Erklärung für die merkwürdige Tatsache geben. Weitere Forschung sowohl in Kleinasien wie im hellenistischen Ägypten und Syrien muß uns für Herkunft und Geschichte des zweiten, dritten und vierten Dekorationsstils noch mehr Anhaltspunkte bringen, als wir bis jetzt besitzen. Die jüngst durch Brünnows und v. Domaszewskis groß angelegtes Werk, dann durch dasjenige Dalmans, gut und vollständig bekannt gewordenen Felsfassaden der Wüstenresidenz Petra bieten zum zweiten und vierten Stil die wichtigsten Vergleichspunkte aus wirklicher Architektur. Auch hier vollzieht sich vor unsern Augen der Übergang vom Klassizismus zum Barock.

Wie außerordentlich stark in den letzten beiden Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung die ganze Bildung auch Italiens sich mit griechischen Elementen durchsetzt hatte, zeigt gerade das Aussehen der Wände Pompejis in ganz besonders lehrreicher und deutlicher Weise. Nirgends ein der unmittelbaren landschaftlichen, so herrlichen Umgebung Pompejis entnommenes Motiv! Weder die schönen Linien des Vesuvs, noch Capris, noch sonst irgendeine Realität des dortigen Lebens fühlte der Pinsel der Wandmaler sich veranlaßt, im Bilde festzuhalten, wenigstens nicht an Wänden, auf denen „gebildete" Augen ruhen sollten. Denn gewiß mit Verachtung herab sahen solche auf die Kneip- und Rüpelszenen, mit flüchtigem Pinsel in loser Manier rasch hingesetzt, die als unmittelbare Wiedergabe des wirklichen Volkslebens unser ganz besonderes Interesse erregen, ein viel höheres als alle Ariadnen und Narzisse, deren gelangweiltes aber vornehmes Dasein die Modestimmungen der Elegien, der Tristien mit so blasierter Gleichmäßigkeit anzuschlagen sich bemühen. Jene großen Gestalten im Prachtsaal der Villa im Fondo Gargiulo, edelste Ausdrucksformen eines raffaelisch empfundenen wahren Lebens, einige wenige ausdrucksvolle Porträts — immer und zu allen Zeiten die Stärke der Kunst Italiens —, in der üblichen Medaillonform auf Wände dritten, auch noch vierten Stils gesetzt, verraten uns, daß es auch im kleinen Pompeji nicht an Talenten fehlte, deren Freude es hätte sein müssen, ins Menschenleben flott hineinzugreifen. Aber das Publikum war viel zu gebildet, um sich für derartiges zu erwärmen. Man wünschte andere und namentlich sich selbst immer wieder von neuem zu überzeugen, wie gebildet man doch sei! Daher die „klassische" Landschaft, die so gern wiederholte mythologische

Szene, oftmals übrigens mit feiner psychologischer Vertiefung in den Stoff und virtuoser ernster Ausführung gemalt, daher alle die Musen und Chariten, Aphroditen und Eroten und das ganze muntere bacchische Heer, die vielen Darstellungen, deren Verständnis sich nur demjenigen erschloß, der die hellenistische Modepoesie der letzten Jahrhunderte kannte und dazu etwas Euripides und Homer. Selbst der kleine Hausbesitzer sonnte sich im Hochgefühl, daß er sich selbst oder doch andere ihm solche Bildung zutrauten. Und doch, mögen wir mitunter auch weise lächeln über diese „Bildungsphilister", ein großes und beneidenswertes Erbe vergangener Zeiten besaßen die Leute, welche so ausgeschmückte Zimmer bewohnten; sie blieben einander alle nahe, verstanden sich gegenseitig, verstanden sich jeder an dem zu freuen, was auch den andern erfreute, wenn auch die „Vorkenntnisse" gewiß nicht überall die gleichen waren. Die naive Kunstfreude auch des Bürgertums, wie sie uns alexandrinische Dichtungen wie Theokrits Adonisfest, Herondas Besuch der Frauen im Asklepiostempel von Kos vor Augen führen: sie ist augenscheinlich noch dem einfachsten Bürger Pompejis eigen gewesen. Die Kunst war den Leuten kein Luxus, sie war ihnen Leben.

Leider sind durch den Druck der schweren vulkanischen Asche auch die Mehrzahl derjenigen Zimmerdecken, die flach gewölbt und nicht bloß durch natürlich der Zeit zum Opfer gefallene Holzbalken gebildet waren, derartig zerstört, daß die frühere Zeit, welche das sorgsame Zusammensuchen der herabgestürzten Verputzstücke noch nicht so geschickt und fleißig betrieb, wie es heute geübt wird, hiervon nur wenig gerettet hat. Aber was da ist, namentlich manche größere Bruchstücke aus den verschiedenen Thermen, aber auch aus manchen Privathäusern, gibt uns schöne Proben von dem Geschick, mit dem man es verstand, die Gesetze fein abgewogener architektonischer Einteilung und sachgemäßer Einsetzung des Ornaments auch auf die Decken anzuwenden. Die alte griechische Kassettendecke ist auch hierfür der letzte Ausgangspunkt; nur treten uns, bei den flachen Wölbungen ja an sich schon selbstverständlich, die von erhöhten, im Ursinne als Balken gedachten Umrahmungen eingefaßten Felder bald als Raute, bald als runde oder elliptische Scheibe, bald als Sechs- oder Achteck entgegen und sind an manchen Decken in bunten Farben, entsprechend den einstigen imitierten Marmorinkrustationen der Wände ausgeführt, während andere Plafonds die Höhenwirkung durch gleichmäßig weißen Farbenton verstärken. Und in diesen Feldern oder zwischen ihnen rankt sich Blattwerk, schweben in Stuckrelief flott und

leicht, stets freihändig ausgeführte anmutige Gestalten, durch den gefälligen Schwung ihrer Linienführung die Starrheit der Felderteilung auf das erfreulichste belebend. (Abb. 34.)

Etwas mehr ist noch erhalten von den Fußböden, ich meine jetzt nicht die gewöhnlichen, auch übrigens oft in recht anmutiger Weise gemusterten Terrazzo- oder schwarzweißen Mosaikböden, sondern die aus bunten Marmorstücken kunstvoll zusammengesetzten Flächen oder die mit bildlichen Darstellungen geschmückten. Diese letzteren



Abb. 34. Blick in den Auskleideraum der Männerabteilung der Stabianer Thermen.

sind noch nicht sehr häufig; das zweite Jahrhundert wird die dafür klassische Zeit. Das figürliche Mosaik, wo es feiner durchgeführt ist und höheren Ansprüchen gerecht werden will, hat seinen eigentlichen Platz noch als eingelassenes Bild an der Wand; so z. B. zwei unglaublich fein ausgeführte Genreszenen des samischen Mosaikkünstlers Dioskurides; man wundert sich, daß solche Perlen hellenistisch-kleinasiatischer Kunst den Weg nach Pompeji gefunden haben; wie man sie dort anerkannte, beweist uns übrigens die Kopie des einen durch einen Wandmaler. Auch prachtvolle Festons, Fruchtschnüre mit mächtig wirkenden Masken (Abb. 35), dienten als

Fußbodenschmuck in vornehmen Häusern u. a. m. Es sei erwähnt, daß in ähnlicher Weise auch mit Gemälden versehene Marmorplatten teils in Pompeji, teils in Herkulaneum zum Einlassen in Wände bestimmt waren; schon vor Jahrzehnten im Hause des Bäckers Paquius Proculus, neuerdings wiederum in einem reicheren Hause, fand man im Schlafzimmer eines Hauses in Goldblatt hergestellte und unter Glas gesetzte Miniaturgemälde in die Wände eingesetzt, eine auch zweifellos dem Orient entstammende Technik, deren Auftauchen schon in Pompeji allerdings eine Überraschung war, da uns diese goldunterlegten Gläser früher erst aus dem dritten und folgenden Jahrhunderten bekannt waren und vielfach, freilich verkehrt, erst für die altchristliche Kunst in Anspruch genommen wurden. Kleine, nach Art unserer Miniaturporträts des 18. Jahrhunderts überaus feine, unter Bergkristall gemalte Porträts, 1909 gefunden, sind eine unmittelbare Parallelerscheinung; schon dem minoischen Knossos



Abb. 35. Mosaikfeston.

verdanken wir übrigens ein Juwel gleicher Art. Im Atrium desselben vornehmen Hauses war auch ganz nahe der Tür, gerade da, wo auch wir heute solche Anbringung für zweckmäßig halten würden, ein richtiger Glasspiegel in die Wand eingelassen.

Doch ich bin abgeschweift. Die Anwendung des Mosaikgemäldes, um den Fußboden zu schmücken, war seit dem vierten Jahrhundert, wenn auch ursprünglich wohl sehr selten, in der griechischen Welt geübt worden. Die Könige Ägyptens verwendeten diesen kostbarsten, aber dauerhaften und schönen Bodenbelag für manche ihrer Prachtanlagen, das Königsschloß von Pergamon hat uns durch vornehme Schönheit ausgezeichnete Stücke der Art wiedergeschenkt, deren eines durch den Namen des Künstlers, in ganz moderner Weise auf eine Karte mit umgeschlagner und rotgesiegelter Ecke inmitten der Komposition selbstbewußt angebracht, von der Wertschätzung dieser Kunst und ihrer Träger am Hofe von Pergamon eine hohe Vorstellung vermittelt. Auch von dieser Art Fußbodenmosaik besaß schon Pompeji wenigstens ein Beispiel allerersten Ranges in der Alexanderschlacht aus der Casa del fauno. (Siehe Titelbild.) Der König

braust heran, unwiderstehlich; seinen Makedoniern voraneilend hat er die erschreckten Perser ereilt, ein persischer Anführer liegt schon am Boden, von des Königs langer Lanze durchbohrt; der Weg zum Perserkönig selbst ist frei; auf seinem Streitwagen stehend, sieht dieser das unmittelbare Ende von Reich und Leben voraus, wenn es nicht noch dem Lenker seines Wagens gelingen wird, ihn rasch herumzuwerfen und Heil zu suchen in jagender Flucht, wie alle seine Reiter um ihn, deren Pferde schon rückwärts sprengen, deren Blicke angstvoll umgewendet, deren Hände erregt emporgestreckt sind, während im Hintergrund die Häufung der schon die Fluchtrichtung andeutenden Speere entweder die flüchtenden Massen oder, vielleicht richtiger, den umgehenden Feind erraten läßt; vorn dagegen erregen genial erfundene Einzelbilder der Verwirrung, Hast, Verzweiflung die Teilnahme des Beschauers und bieten den Ruhepunkt, welchen in jeder vorüberrauschenden Bewegung das Auge bedarf. Auch koloristisch ist das Mosaik ein Meisterwerk; über das Ganze ist jene gelbbräunliche Staubatmosphäre gebreitet, welche die natürliche Folge des Schlachtgetümmels ist, die auch die Lokalfarben abdämpft und das Ganze wie mit einer wunderbar feinen Lasur überzieht. Daß ein solches Werk nicht erfunden ist für einen, wenn auch wohlhabenden Besitzer eines pompejanischen Hauses, an sich schon vorauszusetzen, wird erwiesen durch in Pompeji angebrachte Erweiterungsstreifen, welche die Einpassung des von auswärts bezogenen Mosaiks in den dafür bestimmten Raum nötig machte; dasselbe zeigen Nachklänge derselben Komposition auf etruskischen Aschenkisten, die beträchtlich früher als der Mosaikboden gearbeitet sein dürften; ja, auf dem herrlichen sogenannten Alexandersarkophag von Sidon, dem Prachtstück des Museums von Konstantinopel, schlägt die Gruppe Alexanders, der den feindlichen Heerführer ereilt, einen so gleichartigen Ton an, daß man nicht anders kann, als in der entsprechenden Gruppe auf dem Mosaik eine Weiterbildung desselben Motivs zu erkennen. Jener Sarkophag ist in einer Zeit geschaffen, wo noch Leute leben mochten, die den großen König von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten. Damals schuf eine Künstlerhand ersten Ranges jenes gewaltige Bild einer jener Schlachten — wohl derjenigen von Issos —, die das große Asien dem kleinen Griechenland zu Füßen legten; das vortreffliche Mosaik der Casa del fauno zeugt für die Bewunderung, die noch in der kampanischen fernen Landstadt dem berühmten Kunstwerk, namentlich aber dem Helden desselben, dem politischen Begründer hellenistischer Kultur und Weltanschauung, gezollt wurde.

VII. Die bewegliche Ausstattung des Hauses.



Abb. 36. Dionysos (sog. Narziß).

Ein buntes, mitunter vornehmes, mitunter gleißendes Kleid überzog also die Wände, Decken und Fußböden der Häuser Pompejis, der reichen sowohl wie der bescheidenen; ja selbst offenbar arme Häuser überraschen uns durch das Streben, durch Malerei und sonstigen Schmuck das Einerlei des täglichen Daseins in eine höhere Sphäre zu heben.

Solche Wirkung wurde erhöht durch die Vorhänge, welche besonders in den besseren Häusern die einzelnen Raumgruppen voneinander trennten, die Durchblicke wirkungsvoller gestalteten, Licht und Farbe in die richtige Harmonie brachten. Dann der Skulpturenschmuck! Schon wer in das Atrium trat und emporblickte, gewahrte, wie der Dachsims um die Mittelöffnung einen zierlichen Fries aus bunter Terrakotta trug, den Rankenwerk und Löwenspeier schmückten und der gewiß vorzüglich stand gegen den von oben hereinblitzenden südlichen Himmel (s. o. Abb. 28). Oftmals wurde der Eingang ins Tablinum flankiert durch Familienbilder in Form von Porträthermen aus Marmor oder Bronze — brachte man doch auch in Rom die Ahnenbilder im Atrium an —, darunter Werke von Donatelloscher Gewalt und Lebenswahrheit. Am Marmortisch des Impluviums stand oft ein liebenswürdiges Werk aus Marmor oder Bronze. Der bekannte tanzende Satyr, der nur scheinbar nachdenkliche Dionysos (sog. Narziß, Abb. 36) sind solche Werke — wie viele andere mögen noch während oder nach der Verschüttung gerettet sein! Hübsche bacchische u. a. Hermen und Doppelhermen hoben sich ab von den Wänden, oder vom Grün des Gartens, kleine Götterbilder belebten die Hauskapelle der Laren. Reichlich sprudelte in Atrium und Säulenhof das belebende Wasser und gab wiederum Anlaß zu mannigfacher künstlerischer Ausgestaltung, indem eine schier unerschöpfliche Phan-

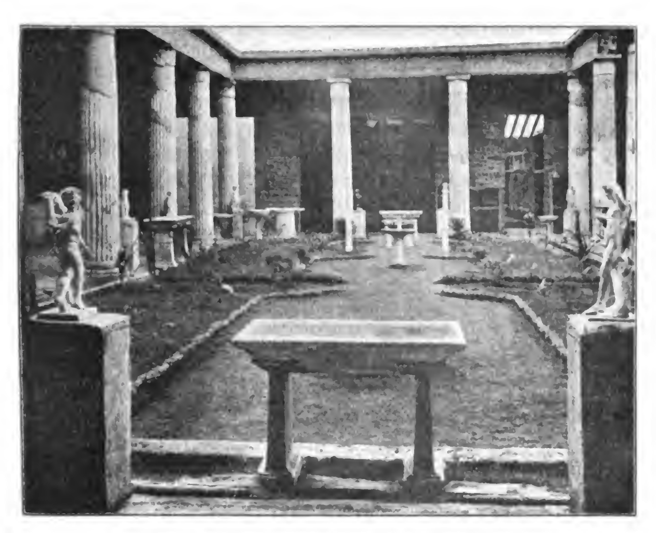


Abb. 37. Säulenhof und Garten im Hause der Vettier.

tasie sich nicht genugtun konnte in Erfindung reizvoller Brunnenfiguren, großer wie kleiner und ganz kleiner, die in mehr oder minder geistreicher Weise ihre Aufgabe erfüllten, einen Wasserstrahl in schön geformte Marmorbecken zu senden. Man hat neuerdings in einigen Häusern verständigerweise diese kleinen bronzenen oder marmornen Kunstwerke an Ort und Stelle gelassen, wo sie ganz anders zu uns sprechen, als aufgereiht in den Sälen des Museums. Mit feinem Verständnis sind sie in den Häusern ihrer Aufgabe und ihrem Platz angepaßt. Man hat seit 1895 damit angefangen, die Gärten (Abb. 37) wieder anzupflanzen nach den Spuren der Beetränder, die es sorgsamer Beobachtung gelungen ist, wiederzufinden; mitunter sogar mit Hilfe der noch im Boden gefundenen Wurzelreste der einstigen Pflanzen, und sehr reizvoll ist die Wirkung solcher Hausgärten, die sich äußerst geschickt der Raumgestaltung des betreffenden Peristyls anschmiegen — denn der antike Garten war wie der altitalienische und französische ein Echo der zugehörigen Architekturformen — und mit den durch das Grün hindurchlugenden Brunnenfiguren und dem sprudelnden Wasser ein liebenswürdiges Ganzes darstellen.

Es ist merkwürdig, auf wie kleinem Raum und mit wie bescheidenen Mitteln häufig solche Ziergärtchen hergestellt sind: Meister in der Ausnutzung des Raumes waren die Alten, auch das wohl geschult durch die Platznot der hellenistischen Großstädte, deren Kunstbedürfnis auch jene Brunnenplastik ihren Ursprung verdankt: denn eine ganze Reihe ihrer Motive, ebenso wie derjenigen der schönen Marmortische, Kandelaber u. dgl. können wir aus dem griechischen Orient nachweisen. Wie aber die Gärten der Großen aussahen, hat uns jene Villa bei Herkulaneum gelehrt, in deren Garten ein wahres



Abb. 38. Küchengeschirr aus Bronze.

Museum von Statuen aus Bronze und Marmor an den Treffpunkten der Wege und vor den umgebenden Seitenhallen aufgestellt war. Verdankt doch nur dieser einen Villa eines reichen Mannes das Museum von Neapel den Ruhm, die weitaus erste und bedeutendste Sammlung antiker Großbronzen zu besitzen! Ebensowenig wie in seiner Bibliothek, deren Papyri wir erst zum Teil entziffert haben, lateinische Literatur Aufnahme gefunden hatte, sind unter den Bronzewerken solche, die etwa zeitgenössische Porträts oder sonst Stoffe oder Gestalten der Gegenwart darstellten. Alles ist griechisch, einiges

sogar altgriechisch, archaisch, anderes alten Kunstwerken nachgebildet. Ein Kunstkenner und Kunstsammler war der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten: auch das eine Erscheinung, die zu ihrer Erklärung die Hochkultur hellenistischer Städte, ihre Vermögensanhäufungen, das Milieu des Salons, das Beispiel fürstlicher Kunstfreunde voraussetzt: entstand doch am Ptolemäerhofe die erste aus kunstgeschichtlichem Interesse vereinigte Gemäldegalerie.

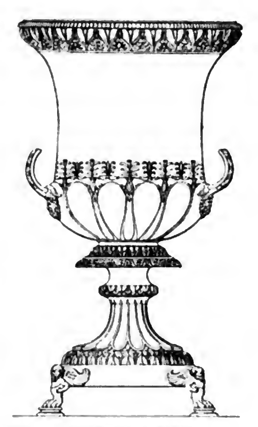


Abb. 39. Mischkrug aus Bronze.

In diese Betrachtungsreihe hinein gehört auch ein Blick auf das unerschöpfliche Gebiet der Kleinkunst, namentlich der Toreutik. (Abb. 38—48.) Wie vieles mag von all dem leicht beweglichen Haus- und Küchengerät, vom kunstvollen Prunkgeschirr der Tafel, namentlich solchem aus Edelmetall, berechtigter- oder unberechtigterweise in und nach den Tagen des Schreckens noch gerettet worden sein! Und trotzdem führt uns das, was wir haben, in eine ganze Welt von Schönheit und ist wohl geeignet, uns eine Vorstellung zu geben von der Höhe künstlerischen Empfindens auch im Handwerk, das, durch keine Gewerbe- oder Kunstschulen aufgepäppelt, mit sicherer Hand seinem eigenen Schönheitssinn

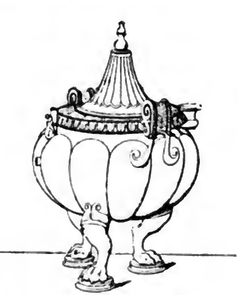


Abb. 40. Samowar aus Bronze.

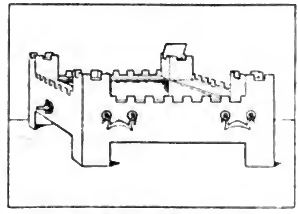


Abb. 41. Kohlenbecken a. Bronze.

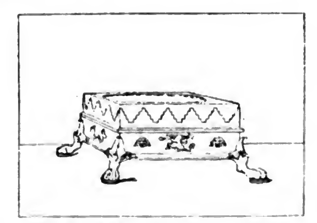


Abb. 42. Heißwasserapparat a. Bronze.

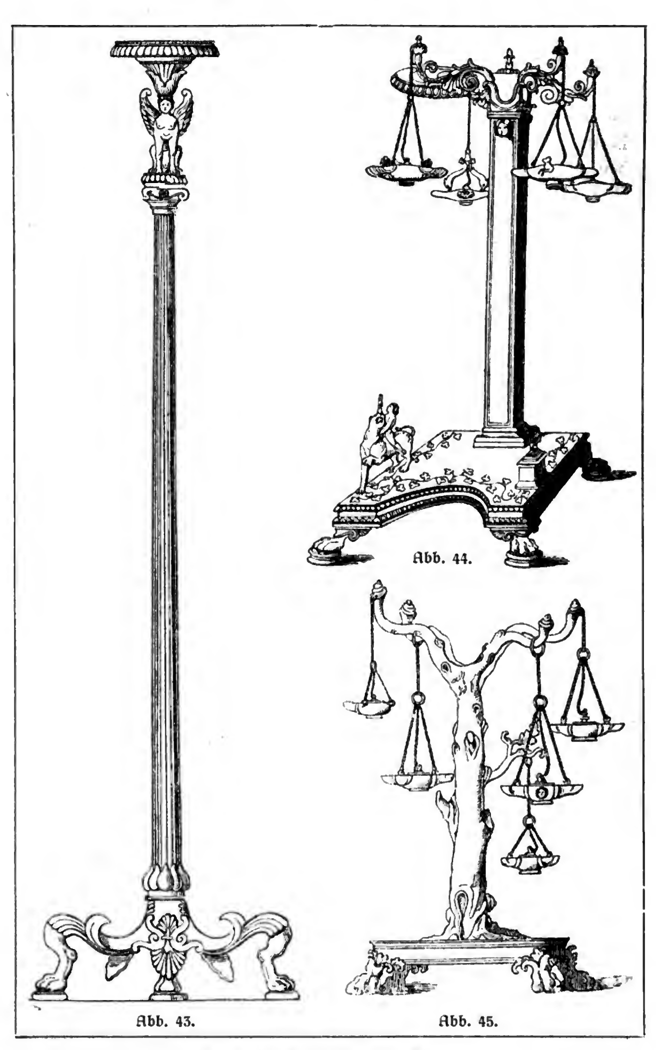


Abb. 43.

Abb. 44.

Abb. 45.

Abb. 43—45. Lampenträger aus Bronze.

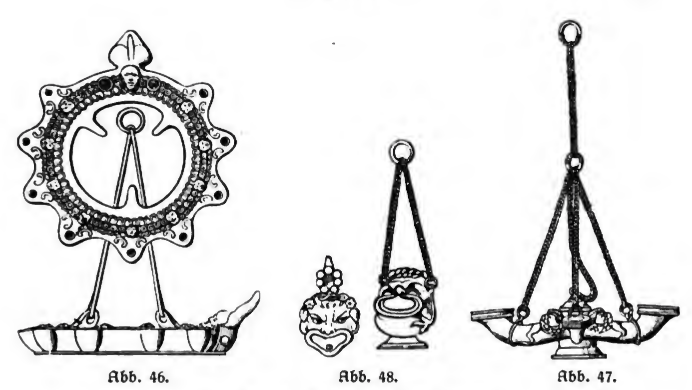


Abb. 46. Abb. 48. Abb. 47.

Abb. 46—48. Hängelampen aus Bronze.



Abb. 49. Silberschale mit Bild der Alexandria aus Boscoreale.

nachging, freilich mächtig gestützt durch eine bei Produzent und Publikum gleich starke künstlerische Tradition. Was wir in Metall — und einiges wenige auch in Glas — noch haben, muß uns ersetzen[1], was verloren ist, auch in anderen vergänglichen Stoffen:



Abb. 50. Silberner Skelettbecher aus Boscoreale.

denn was an Mobiliar aus Holz, was an Teppichen und Vorhängen in den Häusern vorhanden war, ist im Original ja vergangen und läßt sich für unsere Phantasie nur mit Hilfe von Abdrücken in der Asche, von gelegentlichen Wiedergaben auf Malereien und Reliefs, auch solchen von anderswoher, in immerhin sehr bescheidenen Grenzen wiederherstellen.

Selbst die gewöhnlichsten Gebrauchsgeräte aus Ton verraten ein durch lange Überlieferung ungemein sicher geschultes Formgefühl. Und natürlich nicht minder das zahlreiche Geschirr aus Bronze, von den in der Küche gebrauchten Kasserollen, Kesseln, Pfannen, Kuchenformen, Sieben — höchst kunstvoll gemustert —, Löffeln zu den feineren Stücken, als da sind Lampen, Kandelaber, Hängelampen, Mischkrüge und Samowars, tragbare Wärmpfannen und Öfen, Dreifüße und Kohlenbecken: bei den meisten dieser Stücke beginnt die Kritik am besten mit der Frage: wie wäre es wohl möglich, einen solchen Gebrauchsgegenstand seinem Zwecke mehr entsprechend und



Abb. 52. Silberner Becher aus Boscoreale.



Abb. 51. Silberner Skelettbecher aus Boscoreale.

gleichzeitig gefälliger, hübscher herzustellen? Auch bei den meisten dieser Gegenstände führt die Formüberlieferung auf den griechischen Orient zurück, wenn auch diese Übertragung vielfach weiter zurückliegen mag und die Fabriken von Kapua gewiß schon lange an der Weiterentwicklung dieser Formen gearbeitet haben.

Einen starken Zug zum Modernen haben in noch produktiven Zeiten stets die Schmucksachen und ebenso das Geschirr aus Edelmetall: so auch in Pompeji. Durchaus der Art, wie sie von Augustus bis zu den Flaviern üblich war, entsprechen die herrlichen Silbergefäße, die am 13. April 1895 in dem Brunnen eines Gehöftes nahe Pompeji, zum heutigen Boscoreale gehörig, gefunden wurden, zusammen mit einer beträchtlichen Anzahl von Goldstücken: augenscheinlich dort in Eile und Angst geborgen von jemand, der seinen Schatz nachher nicht mehr heben konnte. Dieser zum größten Teile in das Louvre gekommene Schatz, ein paar ähnliche Stücke aus Pompeji, die umfassenden Funde von Bernay

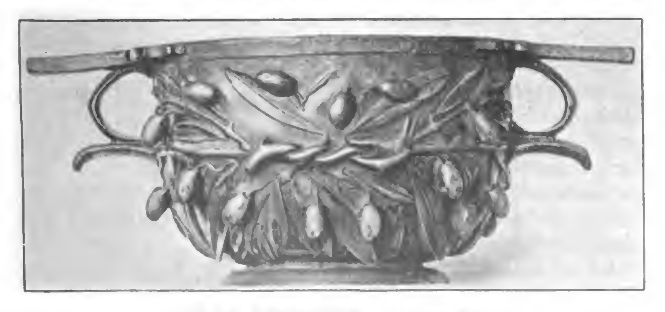


Abb. 54. Silberner Becher aus Boscoreale.

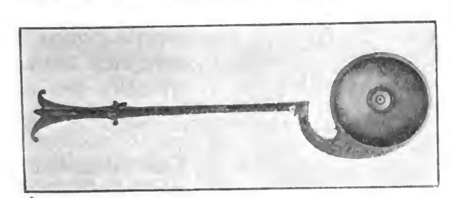

Abb. 53. Silberner Becher aus Boscoreale.

und Hildesheim geben uns in ihrer Vereinigung einen recht vollständigen und hohen Begriff von der Toreutik der beginnenden Kaiserzeit. Teils nur aus Silber, teils mit Gold plattiert, stellten solche Gefäße einen ungemein kostbaren Tafelschmuck dar. Dazu kommen Spiegel, Dosen, Toilettegeräte, Löffel u. a., alle von größter Feinheit und mit plastischem Schmuck reich verziert.

Ein Prachtstück unter den Silberschalen (Abb. 49) weist durch das Brustbild der „Alexandria", einer schönen Frau mit Elefantenexuvien und allerlei teils griechischen, teils ägyptischen Attributen, direkt nach dem damals höchst stehenden Kulturlande — wenn auch die Schale selbst ganz gut etwa in Kapua gearbeitet worden sein kann. Zwei andere Becher fordern dadurch zum Lebensgenuß auf, daß ihr eigenartiger Reliefschmuck unterhalb eines reichen Fruchtkranzes eine Reihe von Skeletten miteinander reden und Handlungen vornehmen läßt, als wenn sie lebende Personen wären. (Abb. 50, 51.) Aber diese Skelette tragen hochberühmte Na-


Abb. 55. Silberner Becher aus Boscoreale.

men: Sophokles und Euripides, Archilochos und Menander, Zenon und Epikur u. a. erscheinen hier, lassen sich huldigen oder, so die Philosophen, sind verschiedener Meinung, musizieren und hören zu, treiben überhaupt, was sie im Leben trieben, ein merkwürdiger Totentanz; denn immer wieder wird durch Embleme und Inschriften der Beschauer des Bechers darauf hingewiesen, ihn zur Lebensfreude zu benutzen: „Freue dich, solange du lebst, das Leben ist ja nur ein Theater; das Vergnügen ist doch die größte Freude." Vergnügt hüpft das Schwein des Epikur an einem Dreifuß empor, auf dem ein großer Kuchen bereit liegt; das ist so die Lebensmoral dieser epikureischen Welt, deren Vorstellungen aber doch durchaus regiert werden von den großen Vertretern früherer griechischer Dichtung und Modephilosophie.



Wein und Liebe sind das Thema anderer figürlich verzierter Becher oder aber vergnügliche an feine Tafelfreuden erinnernde Stillleben; andere überaus anmutige Motive sind dem Tier- und Pflanzenleben entnommen: Störche, die in korn- oder lotosbestandener Flußniederung fischen und mit dem Ertrag ihre aus dem Nest gierig hervorpiependen Jungen füttern, erinnern den Betrachter wieder an das Delta. Köstlich gearbeitete, lose aufgelegte Lorbeerkränze schlingen sich um flachere Becher, während solche, die mehr Fläche bieten, mit einem von Tieren reich belebten phantastischen Pflanzengeschlinge umsponnen sind, dessen Formen wie ein unmittelbarer Nachklang erscheinen der zarten Marmorplastik, welche den von Augustus errichteten Friedensaltar in Rom zu einem der schönsten Werke vornehmer dekorativer Kunst gemacht haben. Gewiß haben lebensvolle Vorführungen des frühkaiserlichen Rom Groß- und Kleinkunst stark beeinflußt, wenn ihnen freilich auch wohl nicht, wie ein junger Gelehrter wenigstens für

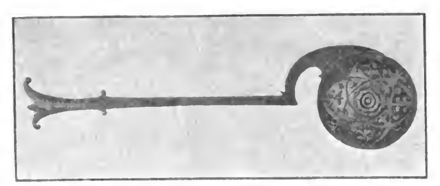


Abb. 56. 57. Silberne Löffel aus Boscoreale.

die Malerei kürzlich beweisen wollte, neue Wege gewiesen. Gerade zwei Becher in Boscoreale, die uns der eine den Kaiser Augustus, der andere Tiberius, umgeben von Familie und Feldherren, nach Niederwerfung der Feinde darstellen, zeigen die große Wirkung Roms auch auf die kampanische Kleinkunst in greifbarer Weise. Freilich sind es die wenigst erfreulichen Becher: der Figurenschmuck ist da in eine Form hineingequält, für die er und die für ihn nicht gemacht war. Hier ist der Hellenismus zu Ende. Das sind Ausnahmen. Im großen und ganzen können wir die Stilgesetze der augusteischen Zierkunst nur begreifen, wenn wir von der hellenistischen Toreutik ausgehen, wie sie uns in solchen Arbeiten aus Edelmetall in anspruchsvollster Weise entgegentritt, in bescheidener in den zahlreichen billigen Nachbildungen in rotglänzendem Ton, wie sie kampanische und Aretiner Fabriken als Massenware herstellten und damit der eleganten und liebenswürdigen Schmuckkunst des jüngeren Hellenismus den Weltmarkt eroberten. (Abb. 52—58.)



Abb. 58. Spiegel aus Boscoreale mit eingestanzter lateinischer Inschrift des kampanischen Künstlers.

Ohne Pompeji würden wir in der Lage sein, aus Kunst und Literatur eine Menge von Tatsachen zusammenzutragen, die geeignet

wären, die Bedeutung des Hellenismus für den Westen klarzustellen. Aber ein wirklich zusammenhängendes organisches Bild würden wir aus all jenen Einzeltatsachen kaum zu gewinnen vermögen. In Pompeji tritt es jedoch demjenigen, der Pompeji zu betrachten versteht, in seiner Ganzheit entgegen. Da sehen wir noch heute die alte italische Unterschicht, die ältere griechische Kultur, aber noch sporadisch, gleichsam zögernd wie sie zuerst durch Kyme vermittelt wurde, alsdann, von der Zeit der griechischen Weltherrschaft an, das breite und tiefe Einströmen des Hellenismus, der freilich aus der italischen Stadt keine griechische zu machen vermochte, wohl aber aus der Verbindung italischer Art mit dem im Hellenismus kosmopolitisch gewordenen griechischen Wesen jene Weltkultur der römischen Kaiserzeit schuf, die die Dauer dieses Reiches selbst weit zu überleben berufen war.

VIII. Bilder aus Leben und Tod. Die Gräberstraßen.

„Vedi Napoli e poi muori!" sagt der Italiener. „Siehe Neapel und stirb!" Wenn dies viel wiederholte Wort einen Sinn haben soll, kann's doch nur der Wille sein, die höchste Potenzierung des Lebens von Natur und Mensch zu bezeichnen, wie sie eben Neapel, dem ganzen glücklichen Kampanien eigentümlich ist. Darüber hinaus gibt es nichts, ein höher entwickeltes Leben ist undenkbar, nur der Tod kann noch folgen. So denkt der Italiener.

Die Bilder, welche die vorherigen Vorträge an Ihrem Auge vorbeigeführt haben, bemühten sich, Ihnen das Werden der ganzen reichen Atmosphäre klarzumachen, in der die Menschen lebten, welche der Vesuv im Jahre 79 zudeckte. Des Südens Sonne und blauer Himmel, des Südens Farbenpracht hat die Menschen gezeitigt, welche damals, welche heute unter diesem Himmel leben und geschäftig sind, gestikulieren und schreien, singen und musizieren, lieben und sich lieben lassen, fröhlich des Heute sind, weil sie sich um das Morgen nicht viel zu sorgen brauchen, überhaupt nicht dazu angetan sind, das zu tun. Große Kinder, wie dem alten Herodot ein ägyptischer Priester sagte, daß die Griechen es immer seien, Kinder mit den liebenswürdigen, mitunter aber auch mit den unbequemen Seiten der Kinder. Wehe dem Nordländer, der sein auf Kantische Schule und alte ehrenwerte Überlieferung gegründetes Pflichtbewußtsein zum Maßstab seiner Beurteilung des heutigen Neapolitaners machen wollte! Die armen Neapolitaner kämen herzlich schlecht dabei weg; aber auch er selbst, denn er würde sie nicht verstehen, sich wahr-

scheinlich äußerst unbehaglich unter ihnen fühlen und sich in seinen Ordnungsstaat zurücksehnen, wo alles, entsprechend dem englischen Wort „Germany is like a great nursery", so ganz nach der Schnur geht, Ehrlichkeit eine selbstverständliche Tugend, Langeweile wenigstens kein Laster ist, und die Reinlichkeit in allem und jedem, physisch wie moralisch, oberste Richtschnur sein muß. Glücklicherweise ist es bei uns ja so, wir dürfen uns dessen auch freuen, vorausgesetzt, daß wir keine Pharisäer werden. Derselbe nordische Besucher, wäre er zwei Jahrtausende früher nach Kampanien gekommen, mit gleich hohen Ansprüchen an den wahren Beruf des Menschen als würdiges Glied des Staates, er wäre sicher genau so verzweifelt gewesen über die damaligen Bewohner dieses glücklichen Landes. Die heutigen Neapolitaner geben tatsächlich jedem, der sehen will, die beste Erklärung der uns nur scheinbar so entfernten alten Pompejaner. Ich behaupte sogar, man kann die alten nicht verstehen, wenn man sich nicht die Mühe nehmen will, auch in das Wesen der heutigen Neapolitaner einzudringen. Denn es muß in jenen alten Zeiten dort ungefähr ebenso zugegangen sein wie heute, nur daß die Tracht damals viel verständiger, der Geschmack in jeder Richtung feiner und besser, der allgemeine Wohlstand größer war, die in sehr milder Form bestehende Sklaverei dem Verhältnis von dienenden zu bedienten Klassen eine festere, im allgemeinen gewiß freundlichere Gestalt verlieh als heutzutage; statt zu so und so vielen Madonnen oder Heiligen betete man mit gewiß nicht geringerer werkheiliger Inbrunst zur Venus, zum Amor, zum Merkur, Bacchus oder zur Isis und anderen großen und kleinen Göttern. Merkur z. B. war dem zu ihm um heimlichen Gewinn betenden Halunken von damals gewiß ebenso gewogen, wie heute die heilige Brigida den Dieben Neapels, die am 6. Januar ihre Hilfe vertrauensvoll erflehen. Auch wer nicht von der Hand in den Mund lebte, ehrliche sowohl als unehrliche Leute, waren damals ebenso eifrig darauf aus, ihr Geschäftchen zu machen, als heute: „salve lucrum" — „es lebe der Profit" — steht höchst unbefangen in Mosaikschrift im Hauseingang eines Industriellen, lucrum gaudium „Profit ist doch eine wahre Freude" in einem anderen, communem nummum dividendum censio est, nam noster nummus magnam habet pecuniam — „ich stimme dafür, die Stadtkasse aufzuteilen, denn unsere Kasse hat heidenmäßig viel Geld", votiert ein damaliger Sozialist und schrieb diese seine Ansicht an eine Hauswand.

Aber in einem Punkt unterschied sich die damalige Welt doch

sehr vorteilhaft von der heutigen. Die Statistik Italiens muß trotz allen Schulzwanges, der in Süditalien freilich nur auf dem Papier steht, in denjenigen Provinzen, welche bis 1860 unter dem autokratisch-klerikalen Bourbonenregiment standen, noch 48% Analphabeten im Durchschnitt aufführen; in einzelnen Gegenden steigt die absolute Ziffer viel höher: in Kalabrien z. B. auf 82%, entsprechend hoch ist natürlich im südlichen Italien die Zahl jugendlicher Verbrecher. In Pompeji dagegen, wo ein Stadtgefängnis bis jetzt nicht gefunden worden ist, scheint die edle Kunst des Schreibens und Lesens doch recht allgemein bekannt gewesen zu sein. Schon das Abc der kleinen Schulbuben begegnet uns in entsprechender Wandhöhe mehrfach als erster Studienbeweis. Auf höheren Altersstufen steigt die Gewichtigkeit der Beweise: zahlreiche Verse, z. B. bekannte Vergilische Versanfänge, Lustspielverse, Reminiszenzen aus Ovid und Properz, merkwürdigerweise nichts aus dem doch so sentenzenreichen Horaz, der offenbar kein Schulautor war; hier und da auch griechische Brocken begegnen uns, wogegen das weiche wohlklingende vokalreiche Oskische, die alte Volkssprache Kampaniens, im letzten Jahrhundert der Stadt fast ganz verschwunden scheint: es war eben keine Schriftsprache mehr, daher kein Gegenstand, für den die Schule sich zu interessieren hatte, und ging an der Gleichgültigkeit der Gebildeten zugrunde, ähnlich wie es unserem köstlichen Plattdeutsch einmal beschieden sein wird, wenn die Gebildeten aufhören, auf unsere niederdeutsche Muttersprache stolz zu sein. Für unsere Kenntnis des sozialen Milieus und der Schulbildung Pompejis ist nun die Wahrnehmung wichtig, daß solche flüchtig eingekratzte Inschriften nach Ort und Inhalt gerade besonders häufig im Bereich derjenigen Klassen sich finden, die im heutigen Neapel für jeden geschäftlichen oder Liebesbrief ihre Zuflucht zu den bezahlten Schreibern unterm Bogengang des Teatro San Carlo nehmen würden. Es sind die Wände gerade kleiner Wirtshäuser, Kneipen, Kutscherherbergen, Garküchen und anderer Orte, an denen der gemeine Mann sich aufhielt, die uns durch ihre mit spitzem Griffel eingeritzten Inschriften, durchweg Kinder des Augenblicks, einen tiefen Blick tun lassen in das wirkliche Leben des Volks. Oftmals geben auch solche Inschriften, aufgemalt, den Text zu lebensvollen Bildern, mit denen die Wände solcher Weinschenken usw. in ähnlich farbenfroher, realistischer, wenn auch künstlerisch anspruchsloser Weise verziert sind, wie noch heutigentages oftmals die Wände römischer Osterien. So sehen wir z. B. eine Kneiperei, Männer und Frauen



Abb. 59. Aus einer pompejanischen Schenke.

vom Lande, z. T. wohl aus den Bergen herabgestiegen, in eigenartigem Kostüm, hohen Hüten usw. um einen runden Tisch vereinigt und eifrig dem Wein zusprechend; darüber hängen von der Zimmerdecke herab Käse, Zwiebeln, Würste und andere Herrlichkeiten, genau wie wir es dort heute in ähnlichen Lokalen so oft sehen. (Abb. 59, 60.) Ein anderes Bild führt uns vor die Tür der Schenke: wir gewahren einen mächtigen Schlauch Weines auf einem Blockwagen; er ist eben angekommen, die müden Maultiere sind schon abgespannt, hohe Tonkrüge werden herbeigebracht, um den Wein abzufüllen; kann man besser klarmachen, daß dem trinkfrohen Besucher neidlose Mengen frischen Weines zur Verfügung stehen? Auf einer anderen Wand tritt ein Gast heran und bittet den Wirt um einen frischen Trunk: da fridum pusillum steht zur Erklärung dabei; ein anderer will noch einen Schluck guten Weins aus den Lagen der Volsker Berge; adde calicem Setinum „gib mir noch einen Becher Setiner Weines zu!" Der Wein animiert zum Würfelspiel; wir sehen die Spielenden abgemalt; Uneinigkeit entbrennt, die Gäste jedoch können ruhig sein, denn der Wirt weiß sein Hausrecht zu wahren: zwei Raufbolde sind handgemein geworden, der Wirt zeigt ihnen aber, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat: Ite foras, rixsatis! „Marsch hinaus, ihr fangt ja Streit an!" Drastisch wird uns der Dämon des Würfelspiels vor Augen geführt durch das harmlose Selbstbekenntnis eines glücklichen Spielers: „Beim Würfelspiel in Nuceria gewann ich 855½ Denare (etwa 700 Mark), und zwar ohne zu betrügen." Auch eine in weintrinkenden Ländern noch heute des öfteren gehörte Klage tönt uns aus folgendem verzweifelten Verslein entgegen:

Kneipwirt, möchten solche Lügen auch einmal dich selbst betrügen!
Andern schenkst du Wasser ein, selber trinkst du reinen Wein!

Heute steht an schönen Nachmittagen vor den ländlichen Weinschenken Kampaniens der Wirt oder Kellner, wenn ein solcher da ist, und empfiehlt mit mehr oder minder gewählten Worten dem Vorübergehenden die Vorzüge seines Lokals. Eine derartige antike Anpreisung aus der unter den vergilischen Gedichten stehenden Copa ist die folgende:

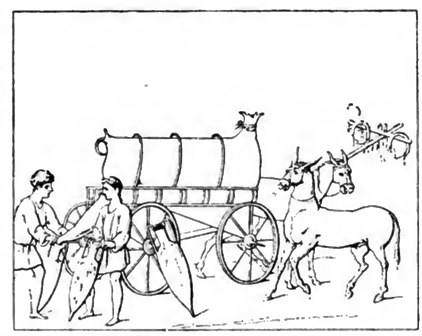


Abb. 60. Aus einer pompejanischen Schenke.

Garten, rohrgeflochtne Laube,
Becher find'st du hier und Rosen;
Saitenspiel und Flötenklang
Werden lieblich dich umkosen.
Komm' und ruh nach heißem Wege
Unter Reben, dichtbelaubt,
Und mit Rosen, frisch und duftig,
Kränze froh das müde Haupt!

Neben dem Wein am unerschöpflichsten, ja ihm wohl noch über ist das Thema der Liebe, auch heute noch das A und O der südländischen Volkspoesie und Volksmusik. Ein paar Proben mögen hierfür Beleg geben. Allerdings mußten sie vorsichtig gewählt werden, denn in diesem Thema waren die alten Pompejaner ebenso groß wie unbefangen. Naturkinder, wie ihre heutigen Nachfahren, mitunter recht weit entfernt von allem, was der mit Recht so hoch gehaltene gute Ton unseres gesitteten Hamburg gutheißen würde. Umsonst hat wohl nicht ein Jude oder Christ — wahrscheinlich aber doch ein Jude, da wir auch sonst von Juden in Pompeji wissen, es dort für Christen aber noch reichlich früh wäre und bis jetzt an sicheren Belegen fehlt — an eine Hauswand geschrieben: Sodom Gomorra!

Einen Liebhaber zog es nach Pompeji, das Maultier ging ihm zu langsam, verzweifelt bricht er in den Seufzer aus:

Kenntest du, o Maultiertreiber, meiner Liebe heiße Flammen,
Nähmest du dich mehr zusammen, brächtest flink mich nach Pompeji,
Wo mein süßes Liebchen weilt.

Allerlei Hindernisse lassen folgende Verslein voraussetzen:

Allen Liebenden Heil! Fluch dem, der die Liebe nicht kennet!
Zweimal aber verflucht sei, wer zu lieben uns wehrt!

Denn auch hier gilt die Wahrheit des auf einer pompejanischen Wand zu lesenden Spruches:

Wer niemals noch ein Weib geliebt, der ist kein rechter Mann'

Über das „der Liebe wehren wollen" tröstet sich ein anderer Schreiber mit den Worten:

Wer Liebende wirklich bewachen will,
Der binde die Winde,
Der heiße dem Quell, daß er stehe still!

Einen mehr pointierten als logischen Rat geben die Verse:

Von heißen Bädern bleibe fern, wer sich der Liebe will ergeben,
Denn niemand hat das Feuer gern, wen einmal es gebrannt im Leben.

Einseitiger Liebesbrand als bittere Strafe tritt uns entgegen in folgendem Fluch:

Wer mein Mädchen gedenkt zu verführen, den brenne die Liebe
Gänzlich entzwei, wenn allein einsamen Berg er ersteigt.

Denn häufig mochte der in folgender kurzer Klage sich aussprechende Kummer sein:

Restitutus hat oft gar viele Mädchen betrogen.

Vielleicht gehörte die Urbana dazu, von der eine andere Zeile sagt: „Restitutus schlief hier allein und sehnte sich nach seiner Urbana."

Berechtigte Eifersucht dagegen scheint der Anlaß zu sein, folgendes Distichon des Propertius der Wand anzuvertrauen:

Jetzt ist frisch noch der Zorn, jetzt heißt es, die Sache beenden:
Ist erst vergangen der Schmerz, kehret die Liebe zurück.

Umgekehrte Gefühle atmen aus den Worten:

O Mädchen, die du so schön bist! Mich schickt zu dir, der dein ist.
Lebe wohl!

Oder:

„Victoria, sei gegrüßt, wo du auch bist, mögest du glücklich niesen!"

Oder:

„Cestilia, Königin der Pompejaner, süße Seele, sei gegrüßt!"

Etwas freiere Zustände deuten Inschriften an: wie „Serena grüßen die Genossen", oder: „Romula weilt hier mit Staphylus", aber auch: „Staphylus weilt hier mit Quieta". Ein sicher normales

Verhältnis dagegen tritt uns hübsch entgegen in folgenden Worten, die in zierlicher Schrift im Hinterzimmer eines Ladens an die Wand geschrieben, eine oder mehrere Visitenkarten ersetzen sollen: „Hirtia Psacas (Tautropfen) wünscht immer und überall jegliches Heil dem N. Hostilius Conops (Mücke), ihrem Gatten und Führer und mildem Ermahner und ihrer Schwester Diodote und ihrem Bruder Fortunatus und ihrem Celer; auch ihrer Primigenia sendet sie einen Gruß."

Überhaupt ist nichts häufiger, gerade wie heute, als Anwesenheitsnotizen, wie: der und der ist hier gewesen, der und der sendet dem und dem einen Gruß. Oft haben solche Grüße einen liebevollen Zusatz — solche haben wir einige gehört —, mitunter aber auch irgendeine Bosheit. So z. B.: „Samius wünscht dem Kollegen, er möge sich aufhängen." Oder: „Pyrrhus grüßt seinen Kollegen aus Chios. Es tut mir leid, daß du, wie ich höre, gestorben bist. Also fahre wohl."

Auch Familiennachrichten erfreuen uns, so z. B. die folgende: „Am 17. Oktober hat die Puteolanerin — jedenfalls eine vierbeinige — drei männliche und zwei weibliche Junge geworfen."

Für Rechnungsnotizen waren die weißen Wände recht brauchbar, z. B. für eine Addition über 1 Pfund Öl, Stroh, Heu, Tagelohn, Kleie, ein Halsband, sicher auch von jemand, der heutzutage zu den Analphabeten gehören würde, gerade wie der Vermerk eines Sklaven auf einer Wand des Palatin in Rom: eingekratzt ist die Zeichnung eines Esels, der eine Kornmühle dreht. An Stelle des Esels mußte es vorher augenscheinlich der Sklave, der nun erleichtert hinschreibt: Labora aselle quomodo laboravi ego et proderit tibi! „Schaffe nur, Esel, wie ich geschafft habe: wird dir recht nützlich sein".

Auch einfache Weltweisheit, Sprichwörter finden sich oftmals. So z. B.: „Das kleine Übel, achtest du's gering, wird leicht zum größten", oder: „Willst du Zeit verderben, streue Hirse aus und sammle sie" usw.

Für jede Art von Bekanntmachungen, die heute auf die Wand geklebt oder in Zeitungen veröffentlicht werden, bediente man sich der geweißten Wände, wo sich solche nur immer darboten — daher: „Album". War die Wand voll, so wurde sie neu übergeweißt. Hier trat natürlich die augenfälligere Farbe an Stelle der eingekratzten Schrift. Schon aus vorrömischer Zeit haben wir manche solche Mitteilung in oskischer Sprache. Vielfache derartige alte Aufschriften mögen noch verborgen sein unter den neuen Kalküberzügen, mit denen Generation auf Generation die Hauswände wieder überdeckte. Wahlprogramme aller Art gewahrt man noch heute an den Wänden:

die Wahlen zu den städtischen Ämtern erregten die Gemüter damals gewiß nicht weniger, als heute: Kandidaten werden von ihren Freunden warm empfohlen „hic aerarium conservabit" „Der wird den Knopf auf den Beutel halten". Mißliebige Kandidaten werden von der Gegenpartei mit Bosheiten genannt: „Den Vatinius erbitten als Polizeidirektor die Spitzbuben", oder es empfehlen ihn „sämtliche Schläfer" oder „sämtliche Spättrinker". „Den Claudius macht zum Bürgermeister (duumvir). Ihn empfiehlt „animula", sein ‚Liebchen'". Reichlich sind Ankündigungen von Verkäufen, Auktionen, namentlich aus der letzten Zeit der Stadt, von Fechterspielen mit genauer Angabe aller der Herrlichkeiten, die es da geben sollte, der Namen beliebter Fechter, Angabe der wilden Tiere, wenn solche gejagt wurden usw. Gerade diese Ankündigungen lehren uns, in wie weitgehendem verhängnisvollem Maßstabe diese rohe, rein italische Erregung der Sinne — Griechenland hat solche nie gekannt und nicht bei sich eingeführt außer in der einen internationalen Handelsstadt Korinth — die Gemüter gefangen nahm: ist doch gerade das Amphitheater Pompejis das älteste uns erhaltene, wurde doch ein Jahr nach der Vernichtung Pompejis das Kolosseum in Rom eingeweiht, das gewaltigste aller diesem unerfreulichen Sport dienenden Gebäude des Altertums.

Alles, was heute die Zeitungsinserate bringen, lesen wir somit in noch dauerhafterer Weise an den Wänden: Vermietungsgesuche, Anpreisungen aller Art, Verlustnotizen, wie z. B. folgende, die an der Landstraße außerhalb der Stadt auf der Vorderwand eines weißgetünchten Grabes steht: „Wenn jemandem am 25. Nov. eine Stute mit einem kleinen Packsattel entlaufen ist, der wende sich an Q. Decius Hilarus, Freigelassenen des Lucius, diesseits der Sarnobrücke, auf dem mamianischen Landgut." Oder aber: „Ein kupfernes Gefäß ist aus diesem Laden abhanden gekommen; wer es wiederbringt, erhält 65 Sesterzen (etwa 11 Mark), wer den Dieb angibt, noch mehr!"

In unserer schnelllebenden Zeit gehen die alten Zeitungen, das alte Papier rasch zugrunde, jeder Tag bringt sein Neues; damals, da alles und überall geweißt wurde, war alles dauerhafter, auch alle diese Äußerungen des Augenblicks, so daß wir die verzweifelte Stimmung der folgenden Verse verstehen:

„Wand, ich bewundere dich, daß nicht längst schon in Trümmern du daliegst:
So viel ödes Geschwätz bist du zu tragen verdammt."

Vedi Napoli e poi muori! Sieh Neapel und stirb! Das farbenreichste Bild antiken, von italischer Erde und griechischer Sonne genährten Lebens würde unvollständig sein, wenn nicht noch des Todes und der Toten gedacht würde. Grundverschieden von unserm heutigen Empfinden erscheint uns wohl die Art, wie die Alten dem Tode gegenüberstanden. Sie scheuten nicht zurück vor der Majestät des Todes, sie suchten nicht die Überreste ihrer Lieben weit weg vom rauschenden Getriebe zu bergen in entlegenen Friedhöfen, wo die Seele leicht die ihr erwünschte Stille und innere Sammlung findet, sie scheuten nicht vor dem Gedanken, der Lärm des Tages müsse doch dem Toten lästig sein, ihn in seiner Ruhe stören. Im Gegenteil! Wir haben oft die Empfindung, als hätten sie sich hinwegtäuschen wollen über den Ernst des Todes, ihm von seiner unnahbaren Majestät etwas nehmen, den Schrecken dadurch lindern wollen, daß sie den Toten mit fröhlich lebensvollen Bildern umgaben, ihn den Lebenden und ihrem Treiben wieder näherten. Schon Goethe, der doch eigentlich nur Römisches kannte, sah das richtig, wenn er im bekannten Epigramm einen römischen Sarkophag mit bacchischen Darstellungen schildert:

„So überwältiget Fülle den Tod, und die Asche da drinnen
Scheint im stillen Bezirk noch sich des Lebens zu freun."

Solches Hinwegtäuschenwollen über des Totes Bitterkeit hat augenscheinlich angesichts attischer Grabreliefs Lenau fein nachempfunden in den wunderschönen Versen:

„Daß sie am Tod, den sie zu trösten nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten, womit uns die Antike rührt."

Aber auch zu solcher Auffassung haben die Alten sich erst durchgerungen. Der höchsten Stufe ihrer geistigen Verfeinerung, dem Athen des fünften Jahrhunderts, war es vorbehalten, solche Wandelungen herbeizuführen, die dann maßgebend wurden bis in die Zeiten Pompejis.

In alten Zeiten hat man sowohl in Griechenland wie in Italien die Toten außerhalb der Tore beerdigt, wenigstens seit es förmliche Städte mit Mauern und Toren gab. Entweder wurden sie als Leichen bestattet, oder nur ihre Asche beigesetzt; auf diesen hochinteressanten Wechsel und viel damit Zusammenhängendes hier näher einzugehen, fehlt leider die Zeit. Man barg die Toten tief in der Erde, sei es in gemauerten Grabkammern oder kammerartig aus einzelnen Blöcken zusammengebauten Sarkophagen, sei

es einfach in Holzsärgen, unter Tonziegeln, die Asche in Tongefäßen oder, in einzelnen Fällen, in wertvollen Vasen aus Bronze oder Edelmetallen; auch diese wurden tief in die Erde gesenkt und nach oben durch schwere Steine oder sonstwie gesichert. Der Hauptgrund, weshalb man die Überreste derartig verbarg, war die Furcht. Und zwar doppelte Furcht: einmal, der Tote könne wieder auferstehen, die Lebenden belästigen, Ansprüche erheben auf sein Erbe, sein Eigentum, könne die Lebenden nach sich ziehen, eine Furcht, die wohl bei den meisten Völkern die erste Ursache gewesen ist zur Einführung der Verbrennung, d. h. der gänzlichen raschen Vernichtung des Leibes, um die Rückkehr der Seele in ihn unmöglich zu machen. Dann aber wollten die Hinterbliebenen die Toten auch möglichst sicherstellen gegen Beraubung. Denn in früheren Zeiten war es, meistens wenigstens, Sitte, dem Toten viel persönliches Eigentum mitzugeben, eben damit er sich nicht beraubt fühle und die Überlebenden seinen Zorn entgelten lasse, dann aber auch, um ihn so auszustatten, daß er im Jenseits würdig auftreten könne. Alle diese Vorstellungen kreuzen sich vielfach, verdunkeln sich gegenseitig, lassen in ihren Wurzeln sich aber doch noch deutlich erkennen. Soll der Tote nicht zürnen, so müssen ihm durch die zunächst berufenen Familienglieder von Zeit zu Zeit, an bestimmten Erinnerungstagen, Spenden hinabgeschickt werden. Irdische Speise, namentlich aber irdischen Trank verlangt der blutlose Leib, seltener zwar als der lebendige, aber er verlangt sie auch, damit er der Wohltat der Empfindung, wenn auch nur für kurz und in großen Zwischenräumen, wieder teilhaftig werde. Inkonsequenz ist bei all solchem Volksglauben die Regel, das Gemisch von Furcht und Liebe im Menschenherzen ist geradezu ihre Ursache. Um nun, dieser Spenden wegen, den Platz, wo der Tote geborgen war, wiederfinden zu können, waren äußere Kennzeichen nötig. Dies ist der Anfang der Grabdenkmäler. Ein einfach formloser länglicher Stein, an irgendeiner Eigentümlichkeit den Hinterbliebenen erkennbar, ein Brett, ein Ruder, wie es der tote Elpenor für sich von Odysseus wünschte, genügte. Wir besitzen noch solch einfache Gräberzeichen aus Stein, auch in Italien. Es erwachte die Freude an künstlerischer Tätigkeit. Sie führte zu besserer, gleichzeitig dauerhafter Ausgestaltung jener äußeren Kennzeichen des Grabplatzes; die aufgerichteten rohen Steine wurden durch Behauen in bestimmte Form gebracht, geglättet, mit mehr oder minder sinnvollem Schmuck versehen, den bald der Bildhauer, bald der Maler, bald beide vereint ausführten.

Die Verhältnisse waren andere geworden, die Furcht vor gefährlicher Wiederkehr des Toten, vor seinem geisterhaften Umgehen und seiner Neigung, die Lebenden zu schädigen, trat mehr zurück, je nach der allmählich steigenden Kulturhöhe der Hinterbliebenen. Je mehr im Verlauf der Zeit der Bildungsgrad wieder zurückging oder zurückgeht, um so lebendiger tritt jene Urvorstellung aus den verborgenen Tiefen des Volksbewußtseins wieder an die Oberfläche; so noch vielfach im heutigen griechischen Orient. Je mehr diese Furcht nachläßt, um so mehr auch die andere vor Beraubung des Toten; denn die geordneten Rechtsverhältnisse gestiegener Kultur gewährleisten besseren Schutz, und der Inhalt der Gräber tritt an materiellem Wert zurück, je höher die Vorstellung vom Wesen des Todes, vom Leben nach dem Tode steigt: eine unbedeutende dem Toten mitgegebene Münze ist die letzte symbolische Ablösung des ihm vorenthaltenen, auf die Erben übergegangenen Eigentums. Man weiß, daß er im Jenseits irdische Pracht, irdische Waffen und Schmuck nicht mehr braucht. Wenn später das geistige Niveau wieder sinkt, so vielfach im ausgehenden Altertum, im beginnenden Mittelalter, wird auch gleich die Totenausstattung wieder reicher.

Im sechsten Jahrhundert v. Chr. beginnt in der griechischen Welt das Grab sich der Erdoberfläche wieder mehr zu nähern, wird der Grabhügel monumentaler, vielfach mit besonderen Vorrichtungen zur Aufnahme der Spenden ausgestattet; künstlerisch verzierte Steinplatten erheben sich an diesen Hügeln, zeigen oftmals das Bild oder eine andere individuelle Andeutung des Toten, und beginnen, von der Ausbildung der Schrift Nutzen ziehend, Namen und Geschlecht des Toten zu melden. Noch begraben viele ihre Toten auf ihrem eigenen Besitz, wenn sie solchen haben, oder senken sie in die großen Gräberfelder außerhalb der Stadtmauer, so wie es früher Sitte war. Mehr und mehr aber beginnt im fünften Jahrhundert das Zusammendrängen der Gräber an den ebenfalls zu festerer Ausbildung gelangenden Landstraßen. Schon im alten Kyme des siebenten und sechsten Jahrhunderts sind die reichsten und besten Gräber der einzigen „Gräberstraße" nach N. am nächsten, die ärmeren die entfernteren. Je mehr Menschen sterben, um so mehr Land wird für ihre Bestattung zur Verwendung kommen. Schon einmal für Gräber verwendetes Land nach eingetretener Verwesung zu abermaliger Bestattung wieder zu verwenden, wie es heute vielfach geschieht — in manchen Ländern, wie z. B. in der Schweiz, ist es ja gesetzliche Regel —, das widersprach in den Zeiten des freien

Griechenland noch zu sehr dem Volksempfinden, der Totenreligion des Volkes, ist auch später in der hellenistischen und römischen Zeit vorwiegend nur dort geübt worden, wo ein lebhaft pulsierender Verkehr das Erdreich zu wertvoll machte, so z. B. vorm Dipylon Athens, namentlich aber da, wo fremde Elemente mit den griechischen sich kreuzten, die Fortdauer griechischer Familientradition vielfach unterbrochen wurde. Auch in Italien meiden die jüngeren Gräber — soweit sie irgend können — die alten, respektieren sie pietätvoll.

Solche Pietät hat aber in magerem und dabei menschengefülltem Lande ihre naturgemäßen Grenzen. Man kann nicht unverhältnismäßig viel gutes Land in nächster Nähe der Städte der Bebauung, der Nutzung entziehen. Auch der Lebende hat ein Recht. Schon im fünften und vierten Jahrhundert können wir z. B. bei Athen beobachten, wie das gute Land bei Gräberanlagen gemieden wird, wie man lieber da, wo der harte Felsboden unfruchtbar zutage tritt, in ihn mit großer Mühe Gräber eintieft, um das Fruchtland zu sparen. In seinen „Gesetzen" schreibt Platon solches Verfahren geradezu vor. Dieser Sachlage einerseits, anderseits jener vorher besprochenen Veränderung in der inneren Stellung des Lebenden zum Toten ist wohl in erster Linie die Verallgemeinerung einer schon im sechsten Jahrhundert zu beobachtenden Sitte zuzuschreiben, die Landstraßen mit Gräbern einzufassen. Der Gedanke, es tue dem Toten wohl, wenn er nicht vergessen werde, wenn der Lebende, der vorüberschreitende Wanderer sein gedenke, wenn ein geistiges Band ihn noch mit dem menschlichen Treiben verbinde, hat jedenfalls mitgewirkt: manch schönes Grab-Epigramm spricht in sinnigen Worten diese Gedanken aus.

Die Landstraßen sind ursprünglich, als es noch wenig Menschen und viel Land gibt, außerordentlich breit. Jeder fährt, wo er Lust hat; im Orient und in Nordafrika ist das vielfach noch heute so. Je höher die Kunst des Straßenbaues und die Ansprüche an Straßen steigen, je mehr nicht bloß gegangen und geritten, sondern auch gefahren wird, um so schmäler werden die nunmehr kunstmäßig hergerichteten Straßen. Die ganze frühere Breite war aber doch schon einmal öffentlicher Besitz, nicht mit in den Privatbesitz aufgeteilt, nicht von Privaten benutzt. Sie wird jetzt herangezogen, indem die Städte oder der Staat den Platz für Gräber hergeben, käuflich oder geschenkweise. Letzteres gilt namentlich von den Ehrenplätzen in der Nähe der Tore; deswegen Ehrenplätze, weil hier

stets die Gräber von Helden, von Heroen angelegt, gezeigt, verehrt wurden, deren Anwesenheit dem Tor, der Stadt gleichzeitig ein mächtiger Schutz ist. Wem dort ein Grabplatz angewiesen wird, der steigt gewissermaßen auf eine Stufe mit jenen schützenden Heroen. Auch rings um die Mauer bleibt ein breiter Streifen öffentlicher Grund und Boden, das für die Verteidigung notwendige Glacis. Auch dieser Raum wird oftmals städtischerseits frei hergegeben, aber zu Armengräbern: so in Rom, so auch an einer Stelle im Süden Pompejis.

Weit hinaus vor die Tore ziehen sich nun die Gräber längs der Straßen; so weit, daß schließlich auch hier wieder unmögliche Verhältnisse sich herausbilden; begleiten uns doch z. B. auf der Via Appia Roms, der Königin der Heerstraßen, wie Statius sie nannte, die Gräber vier Stunden weit. Da muß denn wieder Abhilfe in größerer Nähe der Stadt gesucht werden: solche Abhilfe gewähren dann jene großen unterirdischen Systeme, in denen im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit noch durchweg Brandurnen, später, weiter draußen, in den sogenannten Katakomben, auch wieder bestattete Leichen in großer Menge zwar versteckte, aber den Hinterbliebenen zugängliche Unterkunft finden: Großstädte wie Rom, Neapel, Syrakus, Alexandria geben uns von dieser Entwicklung eine gute Vorstellung. Für Pompeji kommt sie nicht mehr in Betracht.

Pompeji steht vollkommen unter der Wirkung jener in Griechenland noch in den freien Jahrhunderten allgemein gewordenen, in Italien im zweiten Jahrhundert mit viel anderem Griechischen übernommenen Sitte, die Landstraßen zu beiden Seiten mit Gräbern einzufassen, so daß sie wahre Gräberstraßen werden. In Athen sahen solche Straßen im vierten Jahrhundert freilich anders aus als in Pompeji. Der niedrige Grabhügel, unter dem der meist bestattete Tote schlummerte, war durch Ummauerung, in besseren Fällen durch Umstellung mit Marmorplatten in eine festgeschlossene Form gebracht; der Straßenseite zugewandt, erhoben sich Marmorstelen, die, bald schlank aufragend, bald breiter ausladend, bald nur mit einem Palmettenabschluß gekrönt, bald mit einem Giebel abgeschlossen und von seitlichen Pfeilern eingefaßt, in skulpiertem und gemaltem oder bloß gemaltem Bilde den Toten zeigten, allein oder in seinem Familienkreise. In verallgemeinertem Bilde, die Frauen stets jugendlich, die Männer nie als Greise, wandten die Verstorbenen sich den Vorübergehenden zu, still jenen Gruß von ihnen heischend, den das eingegrabene Wort oftmals dem Wanderer vom Grab-

mal aus zuruft. Selten weist eine individuelle Zutat auf Stand und Tätigkeit des Verstorbenen, selbst die Inschrift läßt das Persönliche ganz zurücktreten, erwähnt fast nie das Lebensalter oder gar genauere Daten, sehr selten den Stand des Verstorbenen. Zwischen den Grabmälern öffnen sich oftmals kleine Seitenpfade, namentlich in der Nähe der Stadtmauer. Auf ihnen gelangt man zu den einfachen Gräbern ärmerer Leute, auch diese jenen Nebenpfaden zugewandt. Fehlt das kostspieligere Marmorrelief, so ist wohl aus einfacherem Material ein kleiner Stein, eine kleine Säule oder dergl. aufgerichtet, die die Inschrift tragen. Wohltätig berührt die gleichmäßige milde Stimmung: Schönheit, Jugendlichkeit sind dahin, sie reden nur noch aus dem Bilde wie aus weiter Ferne zu uns. Nirgends das Bestreben, sich vor andern hervorzutun, den Verstorbenen noch im Tode über andere emporzuheben, nichts Protzenhaftes: alles ist so rein menschlich gedacht, empfunden, dargestellt. Daher kommt es denn ja auch, daß diese Grabdenkmäler der hohen griechischen Zeit etwas Allgemeingültiges, Klassisches haben, daß sie auch zu uns noch eine vernehmliche, nicht nur unseren ästhetischen Sinn erfreuende, sondern auch unser Herz rührende Sprache reden.

Ganz anders in Pompeji! Auch hier haben in älteren Zeiten die bestatteten Toten in der Erdtiefe ihre Ruhe gefunden, in gemauerten Särgen aus Kalksteinblöcken auf den Feldern außerhalb der Stadtmauer, aber in ihrer Nähe. Tonvasen mit aufgemalten und eingestempelten Verzierungen, Terrakotten, Kupfermünzen, die diesen Toten noch mitgegeben wurden, gestatten uns, diese bis jetzt erst in geringer Zahl gefundenen Gräber in das ausgehende vierte und beginnende dritte Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Ältere Gräber fehlen merkwürdigerweise bis jetzt durchaus. Vielleicht waren sie innerhalb der späteren Stadt, näher an der einstigen Altstadt. Ebenso fehlen zunächst jüngere. Nur eine Erinnerung an die uns bis jetzt verlorenen Gräber der Zwischenzeit mögen darstellen gewisse kleine Grabstelen in Büstenform, das Gesicht vertikal abgeschnitten, aber ursprünglich bemalt (noch drei Stelen mit Farbresten im Museum von Neapel), die sich häufig bei Pompeji, aber auch bei Capua, Cumae, Corneto, Bologna, im alten Bruttierland, ja in Südrußland finden, selbst den Gräbern vornehmster Leute eigen sind. So steht eine solche ganz kleine Stele mit durchlöchertem Urnendeckel davor im schmalen Umgang des 1909 vor Porta del Vesuvio gefundenen Grabes eines mit 22 Jahren gestorbenen hohen richterlichen — also zweifellos aristokratisch geborenen — Beamten:

sein eigentliches Grab, während der reich geschmückte Baukörper in der Mitte nur Träger von Malereien ist, die Stand und Leben des Verstorbenen in etwas geräuschvoller Darstellung vor Augen führen (Veröffentlichung Spanos im Mon. d. Lincei bevorstehend). Die uns erhaltenen Grabstelen dieser Art gehören der Kaiserzeit an. Doch weist die Form auf ältere Überlieferung zurück. Vielleicht waren solche ältern Stelen aus Holz, wie bei uns die Grabkreuze armer Leute, und sind daher nicht auf uns gekommen. Dann setzen die erhaltenen Gräber erst wieder ein im ersten Jahrhundert v. Chr., und jetzt durchweg längs den Landstraßen, ausgenommen eine Gruppe Armengräber vor der Stadtmauer am Nolaner Tor. (Abb. 61, 62.) Die Toten sind jetzt regelmäßig, entsprechend der in Rom wieder aufgenommenen altlatinischen, dem oskischen und umbrischen Italien ursprünglich fremden Sitte, verbrannt und in Gefäßen aus Ton oder Glas beigesetzt im Innern von kleinen Grabkammern, die bald über, bald unter der Erde sind, aber dem Vorübergehenden kenntlich gemacht wurden durch höchst augenfällige Bauten, die vielfach reichen Schmuck in Farbe und Stuck tragen, auch wohl in wortreichen Inschriften auf die Bedeutung des Verstorbenen aufmerksam machen. An Stelle des „rein Menschlichen" der klassischen Zeit tritt vielfach das „Menschliche allzu Menschliche" des monarchischen Rang- und Ordnungsstaates, in der kleinen Landstadt nicht immer ohne einen leichten Anflug von Komik; sagte doch schon Cicero einmal zu einem Freunde, es sei leichter, in den Senat von Rom als in den Stadtrat von Pompeji zu gelangen.

Bei Einrichtung dieser Gräber hat man dafür gesorgt, daß die Hinterbliebenen in die Grabkammer gelangen, und so die Deckel der Aschenurnen aufheben und die von der Sitte vorgeschriebenen Spenden an den persönlichen oder den von der Gesamtheit begangenen Erinnerungstagen auf die Asche gießen konnten; oder aber man traf eine Vorkehrung, die es ermöglichte, von außen her durch das Grabmal hinein die Spende zu der Asche gelangen zu lassen: Röhren aus Ton oder Blei führte man von oben herab und schob sie durch den Deckel der Urne; namentlich an einem entfernten Punkt der Gräberstraße, an einer der Landstraßen südlich Pompejis nach Nocera zu (Plan Ziff. 23), ist dies Verfahren beobachtet worden, das uns auch anderswo gerade im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. entgegentritt. Ist das Grabmal nur klein, so genügt auch wohl eine durchlöcherte Mulde oder Schale auf der Oberfläche des viereckigen Steins oder Mauerkörpers, der im Inneren die Asche enthält.

Tritt uns hier noch eine Form des Kultus entgegen, die in uralten Vorstellungen wurzelt, wie sie sich nur zur Zeit noch herrschender Leichenbestattung entwickelt haben können, so verrät auch eine andere in Pompeji noch erhaltene Form eine merkwürdige Erinnerung an alte Vorstellungen. Über einem Familiengrabe der vornehmsten Gräberstraße, der Landstraße nach Herkulaneum und Neapel, ist ein Gärtchen angelegt; Gärtchen kommen oft vor, auch auf Grabinschriften anderer Orte, auch die Bestimmung, daß Zypressen um das Grab gepflanzt werden sollen: aber in diesem Gärtchen ist ein richtiges



Abb. 61. Die Gräberstraße aufwärts nach dem Herkulaner Tor.

Triklinium aufgemauert, d. h. drei Steinbänke, im rechten Winkel zueinander gestellt, in ihrer Mitte ein runder niedriger Pfeiler zum Auflegen der hölzernen Tischplatte, alles gerade so hergerichtet, wie in den Speisezimmern der Privathäuser oder den sommerlichen Speiseplätzen in den kleinen Hausgärten. Augenscheinlich versammelte man sich hier an bestimmten Tagen, um bei gemeinsamem feierlichen Mahl der Hinterbliebenen zu gedenken und ihnen, die nach alter, unserer Engelsidee verwandter Vorstellung nunmehr einer höheren Kategorie von Wesen angehören, von diesem Mahl, das eigentlich ein Opfermahl ist, einen Teil zu spenden. Eine abgeschwächte Erinnerung aber an diese Familiensitte, sich über dem Toten zu

versammeln und seiner gemeinsam zu gedenken, wird man auch erkennen müssen in der Anbringung großer halbrunder Steinbänke über oder vor manchen Gräbern, mitunter durch eine hohe Nische überbaut und noch besonders geschützt. Schon vor vier Stadttoren sind solche Bänke gefunden. Dieselben standen zugleich dem Publikum zur Benutzung frei, forderten es auf zum Verweilen und Ausruhen nach des Tages Hitze; sie sind mehrfach gerade an Plätzen angebracht, die, dem frischen Seewind ausgesetzt, zum Genuß der köstlichen Aussicht auf das Meer, auf Capri, die Gebirge der Sorrentiner Halbinsel,

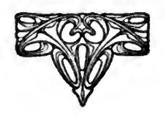


Abb. 62. Die Gräberstraße abwärts.

den Vesuv in alten Zeiten einluden und es heute noch tun. Der Zweck, noch späte Generationen aufzufordern, der hier ruhenden Toten freundlich zu gedenken, ihnen Gutes zu wünschen, ist durch solche Anlagen erreicht: Poesie und Schönheit, reinste Humanität, durchs ganze Leben und über das Leben hinaus! Sind wir so viel weiter gekommen, oder können wir nicht auch für diese Lebenskunst von den Alten noch lernen?

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius."

Quellenverzeichnis der Abbildungen.



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Homer. Bearbeitet von Rektor Dr. Georg Finsler.

Geh. *M.* 6.—, in Leinwand geb. *M.* 7.—.

„Das Buch bietet unendlich viel mehr, als der Titel vermuten läßt. Es findet sich darin ein solcher Reichtum von Gedanken, die aus der Tiefe des schier unerschöpflichen homerischen Brunnens geschöpft sind, daß der Berichterstatter in Verlegenheit ist, wie er in einer kurzen Besprechung darüber Auskunft geben soll. Denn es werden so ziemlich alle Fragen behandelt, die sich auf Homer beziehen, mit Ausnahme der rein textkritischen und sprachlichen Untersuchungen. Aber auch die Ergebnisse dieser letzteren sind überall mit in die Gesamtdarstellung verwoben. Der ungeheuere Reichtum der ‚homerischen Welt' wird gezeigt in den Abschnitten über Natur und Leben, den homerischen Menschen, Gesellschaft und Staat, Religion. Nichts ist vergessen; mit erstaunlicher Beherrschung des Stoffes ist systematisch alles zusammengefaßt, was sich aus Homer herausholen läßt. Die Angaben sind im einzelnen durch Homerverse belegt, so daß jeder Gelegenheit hat, die aufmerksame Wanderung des Verfassers durch die blühende Natur der homerischen Welt im einzelnen nachzuprüfen." **(Deutsche Literaturzeitung.)**

Geschichten aus Homer. Von F. W. Paul Lehmann-Schiller,

Direktor des Schiller-Realgymnasiums zu Stettin. Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt. 2 Bände.

I. Ilias. Mit einem farbigen Umschlagbild und 8 Zeichnungen von Alois Kolb. Geb. M. 2.40.
II. Odyssee. Mit einem farbigen Umschlagbild und 4 mehrfarbigen Vollbildern auf Tafeln von H. L. Braune. Geb. M. 2.—

„Der Verfasser hat in obiger Schrift die schönsten Erzählungen aus Homers Ilias für die deutsche Jugend bearbeitet — in Prosaform, ohne jedoch von der Naturfrische, dem eigenartigen Zauber und dem Rhythmus homerischer Poesie etwas hinwegzunehmen. Ja, dem Verfasser ist es gelungen, unter Vermeidung allzu ausgedehnter epischer Breite und Hinweglassung nebensächlicher Züge in die Helden der trojanisch-griechischen Sage eine gewisse Lebenssteigerung hineinzutragen, die den Leser in stetem Banne hält. Eine bessere Vorbereitung auf die Originallektüre als diese Bilder voll Puls und Kraft dürfte es kaum geben. Die Ausstattung des Buches ist eine ausgezeichnete. Die beigegebenen Vollbilder sind in der Zeichnung korrekt und im Farbenton anmutig gehalten." **(Augsburger Postzeitung.)**

Die Sagen des klassischen Altertums. Von H. W. Stoll.

Neu bearbeitet von Dr. Hans Lamer, Oberlehrer in Leipzig. 2 Bände. 6. Auflage. Mit 79 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln. Band I u. II in Leinwand geb. je *M.* 3.60. Jeder Band ist einzeln käuflich. Beide Bände zusammen geb. *M.* 6.—

„Man mag noch so sehr Anhänger eines selbständigen neuzeitlichen Bildungsganges sein und wird gleichwohl mehr und mehr die Bedeutung von Werken gelten lassen müssen, die wie das vorliegende in der Form zusammenhängender Darstellungen Einblick in die griechische Sagen- und ihre Geisteswelt vermitteln. Die Fühlung mit den Quellen ist nur gerade zur Orientierung behalten, das Hauptgewicht ist auf eine gut lesbare, klar verständliche Erzählung gelegt, und in dieser Form ist das vielbenutzte Buch auch in der neuesten Auflage schätzbar geblieben. Die Veränderungen liegen darin, daß Zusammenziehungen und Ausscheidungen erfolgten. Eine sehr zu begrüßende Überraschung sind die neuen, den unvergleichlichen Vasenbildern und pompejanischen Wandgemälden entnommenen Abbildungen. Das Buch gewinnt damit auch äußerlich in jeder Beziehung eine einladende Gestalt." **(Hochland.)**

Die Götter des klassischen Altertums. Von H. W. Stoll.

Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Neu bearbeitet von Dr. Hans Lamer, Oberlehrer in Leipzig. 8. Auflage. Mit 92 Abbild. In Leinwand geb. *M.* 4.50.

„Die Götter des klassischen Altertums von Stoll, der sich um die Verbreitung und Popularisierung der Kenntnis des klassischen Altertums so hohe Verdienste erworben hat, erscheinen hier in neuer Form und in neuem, wesentlich verbessertem Gewande. Die in reicher Zahl beigegebenen Abbildungen sind in bestmöglicher Wiedergabe ganz neu hergestellt worden. So wird das Werk in seiner Neugestaltung als das beste Orientierungsmittel über die antike Mythologie gelten dürfen und sich bald der gleichen Beliebtheit erfreuen, die es sich in seiner alten Form durch Jahrzehnte bewahrt hat." **(Der Tag.)**

Charakterköpfe aus der antiken Literatur von Prof. Dr. Eduard Schwartz.

I. Reihe: 1. Hesiod und Pindar. 2. Thukydides und Euripides. 3. Sokrates und Plato. 4. Polybios und Poseidonios. 5. Cicero. 3. Aufl. — II. Reihe: 1. Diogenes der Hund und Krates der Kyniker. 2. Epikur. 3. Theokrit. 4. Eratosthenes. 5. Paulus. Geh. je *M.* 2.20, in Leinwand geb. je *M.* 2.80.

„Auch bei wiederholter Lektüre muß man freudig anerkennen, daß Schwartz nicht nur eine außerordentliche Einsicht in das „Staats- und Geistesleben der Griechen sowie über ein hervorragendes Talent, den feinsten Äußerungen der griechischen Psyche nachzugehen, verfügt, sondern auch die Gabe besitzt, das, was er erforscht, entdeckt und selbst empfunden, seinen Lesern in anregender, reizvoller Darstellung vorzuführen. Solche Bücher sind vortrefflich dafür geeignet, die weitesten Kreise der Gebildeten wieder zu gewinnen für die hohen, ewig unvergänglichen Ideale der Antike." **(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)**

Das griechische Drama: Aischylos, Sophokles, Euripides. Bearbeitet von Professor Dr. Johannes Geffcken.

Geh. *M.* 1.60, in Leinwand geb. *M.* 2.20.

„Jedenfalls hat Geffcken für die Behandlung der griechischen Tragödie in der Schule ein höchst nützliches Werk geschaffen. Ich wüßte nicht, wo man alles Geschichtliche und Technische, was zur Erklärung nötig ist, so kurz und bündig, so klar und lebensvoll dargestellt beieinander fände wie hier. Auch die Analysen der einzelnen Dramen, ihre ästhetische Würdigung und die ganze Entwicklung der Tragödie, wie sie sich in der wechselseitigen Wirkung der großen Tragiker aufeinander vollzieht, zeugen nicht nur von völliger Beherrschung des Stoffes und der einschlägigen Literatur, sondern auch von tief eindringendem Verständnis und einer feinen Empfindung für das Schöne. Da und dort werden mit der modernen dramatischen Literatur interessante Parallelen gezogen, und die Vertrautheit mit der religiös-philosophischen Entwicklung der Zeit ist bei dem Verfasser selbstverständlich." **(Korrespondenzblatt.)**

Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Von Thaddäus Zielinski.

2., vermehrte Auflage. Geh. *M.* 7.—, in Leinwand geb. *M.* 8.—

„Das Schriftchen ist mit Geist, mit reichem Wissen und freiem Blick für Geschichte, Menschentum und Kultur geschrieben und kann und soll nicht nur dem Ciceroliebhaber bestens empfohlen sein, sondern jedem, dem die Kenntnis von den Einflüssen des Altertums auf den Wandel der Jahrhunderte am Herzen liegt. Durch die Lagerungen der Geschichte wird uns hier gleichsam ein „Vertikaldurchschnitt" gegeben, indem die dreifachen starken Einflüsse der Ciceroschriften auf die Weltentwicklung, zunächst auf die Begründung des Katholizismus, hernach auf die Renaissance, zuletzt auf die französische Revolution und die geistige Bewegung, die sie vorbereitet, dargetan werden." **(Historische Vierteljahrschrift.)**

Charakteristik der lateinischen Sprache. Von Prof. Dr. O. Weise.

4., verbesserte Auflage. Geh. *M.* 3.—, in Leinwand geb. *M.* 3.60.

„Dies kleine Buch werden alle Kenner und Freunde der lateinischen Sprache schon deshalb willkommen heißen, weil es ein ähnliches Werk nicht gibt, in dem wie hier die Ergebnisse zahlreicher, zum Teil an entlegenen Stellen sich findender Arbeiten unter bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellt und verarbeitet werden. Aber das Beste, was geboten wird, stammt doch vom Verfasser selbst: seiner ausgebreiteten und eindringenden Kenntnis der römischen Literatur, seiner scharfen Beobachtungsgabe, die auch das unscheinbarste Fundstück zu verwerten weiß, und nicht zum wenigsten seinem feinen Sprachgefühl verdanken wir eine Fülle von geistreichen und treffenden Einzelbemerkungen. Da das Buch auch anziehend und anregend geschrieben ist, so dürfte es besonders den Lehrern des Lateinischen an den Mittelschulen willkommen sein, wie es auch weiterhin geeignet ist, die Schüler der oberen Klassen und die angehenden Philologen in den Geist der lateinischen Sprache einzuführen."

(Beilage zur Münchener allgemeinen Zeitung.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens in Bänden von 70—180 Seiten.

In erschöpfender und allgemein-verständlicher Behandlung werden in abgeschlossenen Bänden auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen wichtiger Gebiete in planvoller Beschränkung aus allen Zweigen des Wissens geboten, die von allgemeinem Interesse sind und dauernden Nutzen gewähren.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Erschienen sind 330 Bände aus den verschiedensten Gebieten, u. a.:

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen.

Sucht ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr, auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler; die altgriechischen Bergstädte Thera, Pergamon, Priene, Milet, der Tempel von Didyma werden geschildert. Stadtpläne und Abbildungen suchen die einzelnen Städtebilder zu erläutern.

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Tafeln und 32 Abbildungen.

Gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, an der Hand der Entwicklung des griechischen Sarkophages einen Querschnitt durch die gesamte Geschichte der griechischen Plastik, zugleich ihren Zusammenhang mit Kultur- und Religionsgeschichte darlegend.

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. Otto Neurath.

Schildert nach einem kurzen Überblick über die wirtschaftshistorische Erforschung des Altertums unter steter Rücksichtnahme auf moderne Verhältnisse die Wirtschaftsverhältnisse des alten Orients, weiterhin die im Mittelmeerbecken im mykenischen, frühgriechischen, perikleischen und hellenistischen Zeitalter wie zur Zeit der römischen Republik, des Anfanges der Kaiserzeit und verfolgt die Entwicklung bis zum Untergang des römischen Kaiserreiches und zum Untergang der antiken Wirtschaft selbst.

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. 2. Auflage.

Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist. Insbesondere gelangen die durch die Großmachtstellung Roms bedingte Entstehung neuer sozialer Unterschiede, die Herrschaft des Amtsadels und des Kapitals, auf der anderen Seite eines großstädtischen Proletariats zur Darstellung, die ein Ausblick auf die Lösung der Parteikämpfe durch die Monarchie beschließt.

Byzantinische Charakterköpfe. Von Dr. Karl Dieterich.

Läßt in seiner auf streng wissenschaftlicher Forschung beruhenden Darstellung durch Charakterisierung markanter Persönlichkeiten, unter denen wir Vertreter der verschiedenen sozialen Schichten, wie Kaiser, Staats- und Kirchenmänner, Gelehrte, Dichter und Vertreterinnen der Frauenwelt antreffen, einen Einblick in das wirkliche Wesen des gemeinhin so wenig bekannten mittelalterlichen Byzanz gewinnen, das ebenso reizvoll wie für die Erkenntnis des Orients bedeutsam ist.

Ausführlicher illustrierter Katalog umsonst u. postfrei vom Verlag.

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung u. Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. W. Münch und einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)
Eine unparteiische Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bildungswesens nach seinen Hauptrichtlinien, zugleich ein Spiegelbild deutscher Kulturentwicklung.

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. Wilhelm Bruchmüller. Mit 25 Abbildungen. (Bd. 273.)
Eine zusammenfassende Kultur- und Sittengeschichte des Leipziger Studenten.

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)
Behandelt das mit der großen sozialen Frage unserer Zeit in so engem Zusammenhang stehende Problem der Volkserziehung in praktischer, selbständiger Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. Mit 2 Abbildungen. (Bd. 224.)
Behandelt Geschichte, Aufgaben, Wesen und Bedeutung der experimentellen Pädagogik und ihrer Forschungsmethode.

Moderne Erziehung in Haus u. Schule. Von Johannes Tews. (Bd. 159.)
Zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems.

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin Marie Martin. (Bd. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)
Gibt in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik nach ihrem gegenwärtigen Stand und zugleich Richtlinien für ihre künftige Entwicklung.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Friedrich Schilling. (Bd. 256.)
Würdigt die gegenwärtige Ausgestaltung des gesamten (einschließlich des gewerblichen und kaufmännischen) Fortbildungsschulwesens und zeichnet Richtlinien für einen konsequenten Weiterbau.

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abbildungen und 1 Titelbild. (Bd. 140.)
Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen sowie seinen Wert als Erziehungsmittel und erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und Ländern.

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 85.)
Eine übersichtliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Schulwesens von seinen Anfängen an bis zum nationalen Humanismus der Gegenwart.

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 299.)
Bietet einen anregenden Überblick über das Gesamtgebiet des gegenwärtigen deutschen Unterrichtswesens.

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. Gottlieb Fritz. Mit 14 Abbildungen. (Bd. 266.)
Gibt einen zusammenfassenden Überblick über das für den Aufschwung des geistigen Lebens der modernen Kulturvölker so wichtige Volksbildungswesen.

Schulkämpfe der Gegenwart. Von Johannes Tews. (Bd. 111.)
Stellt die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschulen handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, Abhängigkeit vom Zeitgeist und Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor Karl Möller. In 2 Bänden.
Band I: Von Schiller bis Lange. (Bd. 188.) Band II: In Vorbereitung.
Eine feinsinnige Auslese von Aussprüchen und Aufsätzen unserer führenden Geister über eine allseitig harmonische Ausbildung von Leib und Seele.

Schulhygiene. Von Prof. Dr. Leo Burgerstein. 2. Auflage. Mit 33 Figuren. (Bd. 96.)
Ein alle in Betracht kommenden Fragen gleichmäßig berücksichtigendes Gesamtbild der modernen Schulhygiene.

Jugend-Fürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. Johannes Petersen. 2 Bände. (Bd. 161. 162.)
Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend. (Bd. 161.)
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend. (Bd. 162.)
Behandelt das gesamte öffentliche Fürsorgewesen, dessen Vorzüge und Mängel sowie die Möglichkeit der Reform.

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. Edward Delavan Perry. Mit 22 Abbildungen. (Bd. 206.)
Schildert die Entwicklung des gelehrten Unterrichts in Nordamerika, belehrt über das dortige innere und äußere akademische Leben und bietet interessante Vergleiche zwischen deutschem und amerikanischem Hochschulwesen.

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. Siegmund Müller. Mit zahlreichen Abbildungen, Karte und Lageplan. (Bd. 190.)
Schildert, von lehrreichen Abbildungen unterstützt, die Einrichtungen und den Unterrichtsbetrieb der amerikanischen technischen Hochschulen in ihrer Eigenart.

Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Von Direktor Dr. Franz Kuypers. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 150.)
Schildert anschaulich das amerikanische Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend.

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. Paul Natorp. Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile. (Bd. 250.)
Sucht durch systematische Darstellung der Prinzipien Pestalozzis und ihrer Durchführung eine von seiner zeitlichen Bedingtheit losgelöste Würdigung des Pädagogen anzubahnen.

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit einem Bildnisse Herbarts. (Bd. 164.)

Sucht durch liebevolle Darstellung von Herbarts Werden und Lehre seine durch eigenartige Terminologie und Deduktionsweise schwer verständliche Philosophie und Pädagogik weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)

Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Hierzu siehe ferner:

Gaupp, Psychologie des Kindes S. 6. **Hensel**, Rousseau S. 5. **Zander**, Die Leibesübungen S. 18.

Religionswissenschaft.

Leben und Lehre des Buddha. Von Prof. Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)

Gibt eine wissenschaftlich begründete, durchaus objektive Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise und Lehre sowie der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. Edvin Lehmann. (Bd. 217.)

Verfolgt die Erscheinungen der Mystik von der niedrigsten Stufe durch die orientalischen Religionen bis zu den mystischen Phänomenen in den christlichen Kirchen aller Zeiten.

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. Hermann Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten, 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)

Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte, in deren Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösten.

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Peter Thomsen. Mit 36 Abbildungen. (Bd. 260.)

Will, indem es die wichtigsten bis in das 4. Jahrtausend vor Christi zurückreichenden Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen in Palästina zum ersten Male gemeinverständlich darstellt, zugleich ein Führer sein zu neuem und tieferem Eindringen in die geschichtlichen Grundlagen unserer Religion.

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Friedrich Giesebrecht. 2. Auflage. (Bd. 52.)

Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, und wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. Heinrich Weinel. 2. Auflage. (Bd. 46.)

Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. Paul Mehlhorn. (Bd. 137.)

Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als geschichtlich beglaubigter Tatbestand festzuhalten und was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist.

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor Carl Bonhoff. (Bd. 89.)
Sucht der ganzen Fülle und Eigenart der Persönlichkeit Jesu gerecht zu werden, indem es ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht.

Der Text des Neuen Testamentes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer August Pott. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)
Will die Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?" durch eine Darstellung seiner Entwicklung von der ersten schriftlichen Fixierung bis zum heutigen „berichtigten" Text beantworten.

Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. K. Sell. 2 Bände. (Bd. 297. 298.)
Zeigt durch eingehende Charakterisierung der schöpferischen Persönlichkeiten die Wechselbeziehungen zwischen Kulturentwicklung und Christentum auf.

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. Johannes Geffcken. 2. Auflage. (Bd. 54.)
Ein Bild der vielseitigen, kultur- und religionsgeschichtlichen Bedingtheiten, unter denen die Werdezeit des Christentums steht.

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. Eberhard Vischer. (Bd. 309.)
Zeigt durch eingehende Darstellung von Leben und Lehre die Persönlichkeit des Apostels in ihrer zeitlichen Bedingtheit und in ihrer bleibenden weltgeschichtlichen Bedeutung.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. Auflage. Mit 2 Bildnissen Luthers. (Bd. 113.)
Gibt auf kulturgeschichtlichem Hintergrunde eine unparteiische, Schwächen und Stärken gleichmäßig beleuchtende Darstellung von Luthers Leben und Wirken.

Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
Sucht durch eingehende Darstellung des Lebens und Wirkens sowie der Persönlichkeit des Genfer Reformators, sowie der Wirkungen, welche von ihm ausgingen, Verständnis für seine Größe und bleibende Bedeutung zu wecken.

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. vermehrte Auflage. (Bd. 49.)
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens nach seiner bleibenden geschichtlichen Bedeutung.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. August Heinrich Braasch. 2. Auflage. (Bd. 66.)
Will durch eine großzügige historische Übersicht über das an Richtungen und Problemen so reiche religiöse Leben der Gegenwart den innerlichsten und höchsten Lebenswerten gegenüber einen eigenen Standpunkt finden helfen.

Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. Paul Kalweit. (Bd. 225.)
Will das Verhältnis der Religion zu dem übrigen Geistesleben, insbesondere zu Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst klarlegen, indem es die bedeutsamsten Anschauungen darüber erörtert.

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. August Pfannkuche. (Bd. 141.)
Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen.

Hierzu siehe ferner:

von Negelein, Germanische Mythologie S. 10.
Wachtler, Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage S. 8.

Philosophie und Psychologie.

Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Raoul Richter. 2. Aufl. (Bd. 155.)

Bietet eine anschauliche, zugleich wissenschaftlich-gründliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtungen ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems, und nimmt dabei, nach einer vorherigen Abgrenzung des Gebietes der Philosophie und Bestimmung ihrer Aufgabe, zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die Fragen der Moral- und Religionsphilosophie zu beleuchten.

Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor Hans Richert. (Bd. 186.)

Will die Stellung der Philosophie im Geistesleben der Gegenwart beleuchten, ihren Wert als Weltanschauung sicher stellen, ihre Grundprobleme und deren Lösungsversuche charakterisieren und in die philosophische Literatur einführen.

Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Jonas Cohn. Mit 6 Bildnissen. (Bd. 176.)

Will durch Geschichte in die Philosophie einführen, indem es von sechs großen Denkern, Sokrates und Platon, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte das für die Philosophie dauernd Bedeutende herauszuarbeiten sucht aus der Überzeugung, daß aus der Kenntnis der Persönlichkeiten am besten das Verständnis für ihre Gedanken zu gewinnen ist.

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. Ludwig Busse. 4. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)

Eine sich auf die Darstellung der großen klassischen Systeme beschränkende, aber deren beherrschende und charakteristische Grundgedanken herausarbeitende und so ein klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauungen entwerfende Einführung in die neuere Philosophie.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 4. Auflage. (Bd. 41.)

Schildert die vier Hauptrichtungen der modernen deutschen Philosophie: den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus unter eingehender Würdigung der bedeutendsten Vertreter der verschiedenen Richtungen.

Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel. Mit 1 Bildnisse. (Bd. 180.)

Stellt Rousseau als Vorläufer des deutschen Idealismus, seine Lebensarbeit als unumgängliche Voraussetzung für Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte dar.

Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 2. Auflage. Mit einem Bildnisse Kants. (Bd. 146.)

Eine Einführung in das Verständnis Kants und eine Würdigung seiner Philosophie in ihrer unvergleichlichen und schier unerschöpflichen Kraft der Anregung, wie seiner Persönlichkeit in ihrer echten in sich geschlossenen Eigenart.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Realschuldirektor Hans Richert. 2. Auflage. Mit dem Bildnis Schopenhauers. (Bd. 81.)

Gibt, in das Werden dieses großen deutschen Philosophen und Schriftstellers mit seinen geschichtlichen Bedingungen und Nachwirkungen einführend, einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines Systems.

Herbert Spencer. Von Dr. Karl Schwarze. Mit Bildnis. (Bd. 245.)

Gibt eine klar gefaßte Darstellung des Lebens und des auf dem Entwicklungsgedanken aufgebauten Systems Herbert Spencers nach seinen verschiedenen Seiten, nämlich philosophische Grundlegung, Biologie, Psychologie, Soziologie und Ethik.

Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Prof. Dr. Josef Petzoldt. (Bd. 133.)
Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3. Auflage. (Bd. 12.)
Stellt sich in den Dienst einer nationalen Erziehung, indem es zuversichtlich und besonnen eine von konfessionellen Schranken unabhängige, wissenschaftlich haltbare Lebensanschauung und Lebensordnung begründet und entwickelt.

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Prof. Dr. Otto Kirn. (Bd. 177.)
Übt verständnisvolle Kritik an den Lebensanschauungen des Naturalismus, des Utilitarismus, des Evolutionismus, an der ästhetischen Lebensauffassung, um dann für das überlegene Recht des sittlichen Idealismus einzutreten, indem es dessen folgerichtige Durchführung in der christlichen Weltanschauung aufweist.

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. Max Verworn. 2. Auflage. Mit 18 Figuren. (Bd. 200.)
Schildert vom monistischen Standpunkt aus die modernen Anschauungen über die physiologischen Grundlagen der Gehirnvorgänge.

Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. Ernst Trömner. (Bd. 199.)
Bietet eine rein sachliche Darstellung der Lehre von Hypnotismus und Suggestion und zeigt deren Einfluß auf die wichtigsten Kulturgebiete.

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. Rob. Gaupp. Mit 18 Abbildungen. (Bd. 213.)
Behandelt die wichtigsten Kapitel aus der Kinderpsychologie unter Betonung der Bedeutung des psychologischen Versuchs für die Erkenntnis der Eigenart geistiger Tätigkeit wie der individuellen Verschiedenheiten im Kindesalter.

Die Psychologie des Verbrechers. Von Dr. Paul Pollitz, Strafanstaltsdirektor. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)
Gibt eine umfassende Übersicht und psychologische Analyse des Verbrechens als Produkt sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse, defekter geistiger Anlage wie persönlicher, verbrecherischer Tendenz.

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. Joh. Rehmke. 3. Aufl. (Bd. 36.)
Gibt allgemeinverständlich eine eingehende wissenschaftliche Antwort auf die Grundfrage: „Was ist die Seele?"

Hierzu siehe ferner:

Lehmann, Mystik in Heldentum und Christentum S. 3. Pischel, Leben und Lehre des Buddha S. 3. Flügel, Herbarts Lehre und Leben S. 3. Pfannkuche, Naturwissenschaft und Religion in Kampf und Frieden S. 4. Volbehr, Bau und Leben der bildenden Kunst S. 8. Muckle, Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert S. 14.

Literatur und Sprache.

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 267.)
Gibt einen auf den Resultaten moderner Sprachforschung aufgebauten, umfassenden Überblick über die Sprachstämme des Erdkreises, ihre Verzweigungen in Einzelsprachen sowie über deren gegenseitige Zusammenhänge.

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 268.)
Will durch Erklärung je eines charakteristischen Textes aus acht Hauptsprachtypen einen unmittelbaren Einblick in die Gesetze der menschlichen Sprachbildung geben.

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 4.)
Verfolgt Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken von den Bibliotheken der Babylonier und den Zeitungen im alten Rom bis zu der großartigen Entwicklung des Schrift- und Buchwesens seit Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wie ein Buch entsteht. Von Prof. Arthur W. Unger. 2. Auflage. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen. (Bd. 175.)
Schildert in einer durch Abbildungen und Papier- und Illustrationsproben unterstützten Darstellung Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches unter eingehender Behandlung sämtlicher buchgewerblicher Techniken.

Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Prof. Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 84.)
Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Rhetorik. Von Dr. Ewald Geißler. (Bd. 310.)
Eine zeitgemäße Rhetorik für den Berufsredner wie für jeden nach sprachlicher Ausdrucksfähigkeit Strebenden.

Die deutschen Personennamen. Von Direktor A. Bähnisch. (Bd. 296.)
Gibt einen vollständigen historischen Überblick über das gesamte Gebiet der deutschen Vor- und Familiennamen und erklärt ihre Entstehung und Bedeutung nach ihren verschiedenen Gattungen.

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 3. Auflage. (Bd. 7.)
Eine von warmem Empfinden getragene, durch reiche Proben belebte Einführung in das Verständnis des Werdens und Wesens des deutschen Volksgesanges.

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt. Von Dr. Otto Böckel. (Bd. 262.)
Bietet zum erstenmal eine vollständige Übersicht über die reichen Schätze der deutschen Volkssage, als des tiefverschütteten Grundes deutscher Anschauungs- und Denkweise.

Schiller. Von Prof. Dr. Theobald Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. 2. Auflage. (Bd. 74.)
Will durch eingehende Analyse der Einzelwerke in das Verständnis von Schillers Leben und Gedankenwelt einführen.

Friedrich Hebbel. Von Dr. Anna Schapire-Neurath. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 238.)
Gibt eine eindringende Analyse des Werkes und der Weltanschauung des großen deutschen Tragikers.

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. (Bd. 283.)
Sucht durch eindringende Analyse des Einzelwerkes in die Gedankenwelt Gerhart Hauptmanns einzuführen.

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. (Bd. 232.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen ein knappes, lebendiges Bild jener Epoche, deren Wichtigkeit für unser Bewußtsein ständig wächst, und die an Reichtum der Gefühle, Gedanken und Erlebnisse von keiner anderen übertroffen wird.

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. Georg Witkowski. 3. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 51.)
Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Das Drama. Band I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Von Dr. Bruno Busse. Mit 3 Abbildungen. (Bd. 287.)
Verfolgt die Entwicklung des Dramas von den primitiven Anfängen über Altertum, Mittelalter und Renaissance bis zum französischen Klassizismus.

Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Christian Gaehde. Mit 20 Abbild. (Bd. 230.)
Eine Geschichte des Theaters vom griechischen Altertum durch Mittelalter und Renaissance bis auf die Schauspielkunst der Gegenwart, deren verschiedene Strömungen in ihren historischen und psychologischen Bedingungen dargestellt werden.

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. Heinrich Spiero. (Bd. 254.)
Schildert unter liebevoller Würdigung der größten und feinsten Meister des Liedes an der Hand wohlgewählter Proben die Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik.

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildnissen. (Bd. 193.)
Sucht Entwicklung und Schaffen Ibsens und Björnsons sowie der bedeutendsten jungen norwegischen Dichter auf Grund der Veranlagung und Entwicklung des norwegischen Volkes verständlich zu machen und im Zusammenhang mit den kulturellen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darzustellen.

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. Ernst Sieper. Mit 3 Tafeln und 3 Textbildern. (Bd. 185.)
Schildert Shakespeare und seine Zeit, seine Vorgänger und eigenartige Bühne, seine Persönlichkeit und seine Entwicklung als Mensch und Künstler und erörtert die vielumstrittene Shakespeare-Bacon-Frage.

Hierzu siehe ferner:
Gerber, Die Stimme S. 19. Das Buchgewerbe und die Kultur S. 11.

Bildende Kunst und Musik.

Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 68.)
Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Tafeln und 32 Abbildungen. (Bd. 272.)
Gibt an der Hand der Entwicklung des griechischen Sarkophags eine Entwicklungsgeschichte der gesamten griechischen Plastik in ihrem Zusammenhang mit Kultur und Religion.

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 8.)
Will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters über das Wesen der Baukunst aufklären, indem es zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern.

Die deutsche Illustration. Von Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Bd. 44.)
Behandelt ein besonders wichtiges und lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Teil „Kunsterziehung“.

Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke. Mit 63 Abbildungen. (Bd. 198.)
Zeigt an der Hand zahlreicher Abbildungen, wie die angewandte Kunst im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Heim in Burg, Schloß und Haus behaglich gemacht und geschmückt hat, wie die Gebrauchs- und Luxusgegenstände des täglichen Lebens entstanden sind und sich gewandelt haben.

Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers, verbunden mit einer eingehenden Analyse seiner vorzüglichsten Werke.

Rembrandt. Von Prof. Dr. Paul Schubring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)
Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Darstellung des menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Rembrandts.

Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. Richard Graul. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 87.)
Bringt unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials die mehr als einmal für die Entwicklung der Kunst bedeutsame Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung.

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 77.)
Zeigt, daß gesunde Kunstpflege zu wahrem Menschentum gehört, und wie es jedermann in seinen Verhältnissen möglich ist, sie zu verwirklichen.

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baumeister Chr. Ranck. Mit 41 Abbildungen. (Bd. 274.)
Eine Geschichte des Gartens als Kunstwerk, vom Altertum bis zu den modernen Bestrebungen.

Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Bd. 143.)
Gibt in großen Zügen eine übersichtliche, äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen.

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. Carl Krebs. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. (Bd. 92.)
Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus Eignem hinzugebracht hat.

Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. Dr. Heinrich Rietsch. (Bd. 178.)
Ein anschauliches Entwicklungsbild der musikalischen Erscheinungen, des Stoffes der Tonkunst, wie seiner Bearbeitung und der Musik als Tonsprache.

Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. Carl R. Hennig. (Bd. 119.)
Untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials, prüft die Natur der musikalischen Darstellungsmittel und erörtert die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmaterials und der Darstellungsmittel zur Darstellung gebracht werden können.

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. Edgar Istel. Mit einer Silhouette von E. T. A. Hoffmann. (Bd. 239.)
Gibt eine erstmalige Gesamtdarstellung der Epoche Schuberts und Schumanns, der an Persönlichkeiten, Schöpfungen und Anregungen reichsten der deutschen Musikgeschichte.

Das moderne Orchester. Von Prof. Dr. Fritz Volbach. Mit Partiturbeispielen und 2 Instrumententabellen. (Bd. 308.)
Gibt zum ersten Mal einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Orchestrierung vom Altertum bis auf Richard Strauß.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Prof. Dr. Ludwig Stein. (Bd. 93.)
Behandelt als Einführung in die Kulturprobleme der Gegenwart den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung sowie der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Bd. 131.)
Sucht auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler ein anschauliches Bild von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr zu entwerfen.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Prof. Dr. Friedrich v. Duhn. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 114.)
Sucht an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen.

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. 2. Auflage. (Bd. 22.)
Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist.

Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdozent Dr. Karl Dieterich. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 244.)
Bietet durch Charakterisierung markanter Persönlichkeiten einen Einblick in das wirkliche Wesen des gemeinhin so wenig bekannten und doch so wichtigen mittelalterlichen Byzanz.

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen. 2. Auflage. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 75.)
Beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

Germanische Mythologie. Von Dr. Julius v. Negelein. (Bd. 95.)
Gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem es die Äußerungen religiösen Lebens, namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht und sich überall bestrebt, das ihnen zugrunde liegende psychologische Motiv aufzudecken.

Mittelalterliche Kulturideale. Band I. Heldenleben. Von Prof. Dr. V. Vedel. (Bd. 292.)
Zeichnet auf Grund besonders der griechischen, germanischen, persischen und nordischen Heldendichtung ein Bild des heroischen Kriegerideals, um so Verständnis für die bleibende Bedeutung dieses Ideals für die Ausbildung der Kultur der Menschheit zu wecken.

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Christian Ranck. Mit 70 Abbildungen. (Bd. 121.)
Gibt eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses von der germanischen Urzeit über Skandinavien und Mittelalter bis zur Gegenwart.

Das deutsche Dorf. Von Robert Mielke. Mit 51 Abbild. (Bd. 192.)
Schildert die Entwicklung des deutschen Dorfes von den Anfängen dörflicher Siedelungen an bis in die Neuzeit, in der uns ein fast wunderbares Mosaik ländlicher Siedelungstypen entgegentritt.

Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen. (Bd. 116.)
Will das Interesse an dem deutschen Hause, wie es geworden ist, fördern, indem es das „Herdhaus", das oberdeutsche Haus, die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät schildert und einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat gibt.

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von Hermann S. Rehm. Mit 11 Abbildungen. (Bd. 214.)
Will durch die Schilderung der wichtigsten deutschen Volksfeste und Bräuche Teilnahme und Verständnis für sie als Äußerungen des Seelenlebens unseres Volkes neu erwecken und beleben.

Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Regierungs-Baumeister a. D. Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Bd. 117.)
Will dem Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine Schilderung der eigenartigen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegen kommen.

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Eduard Otto. 3. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 14.)
Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. Eduard Otto. 2. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 45.)
Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellt.

Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abbildung. (Bd. 182.)
Inhalt: Buchgewerbe und Wissenschaft: Prof. Dr. Rudolf Focke. — Buchgewerbe und Literatur: Prof. Dr. Georg Witkowski. — Buchgewerbe und Kunst: Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. — Buchgewerbe und Religion: Privatdozent Lic. Dr. Heinrich Hermelink. — Buchgewerbe und Staat: Prof. Dr. Robert Wuttke. — Buchgewerbe und Volkswirtschaft: Prof. Dr. Heinrich Waentig.
Will für das mit sämtlichen Gebieten deutscher Kultur durch tausend Fäden verknüpfte Buchgewerbe verständnisvolle Freunde, tatkräftige Berufsgenossen werben.

Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 91.)
Zeigt, wie Münzen zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen; legt die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung in historischer Entwicklung dar und gibt im Anschluß daran Münzensammlern beherzigenswerte Winke.

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2 Bände. (Bd. 123. 124.)
Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwicklung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte.

Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Privatdozent Theodor Bitterauf. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 246.)
Schildert in knapper, wohldurchdachter, durch charakteristische Selbstzeugnisse und authentische Äußerungen bedeutender Zeitgenossen belebter Darstellung des großen Königs Leben und Wirken, das den Grund gelegt hat für die ganze spätere geschichtliche und kulturelle Entwicklung Deutschlands.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Karl Theodor v. Heigel. (Bd. 129.)
Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse im 19. Jahrhundert, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht, und wobei der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 37.)

Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 101.)

Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 102.)

Die 3 Bände geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Fehlschlagen aller Hoffnungen in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Sucht in kritischer, abwägender Darstellung den einzelnen Ständen und Parteien, den rechts und links auftretenden Extremen gerecht zu werden und hebt besonders den großartigen deutschnationalen Aufschwung jenes Jahres hervor.

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. Siegmund Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Bd. 26.)

Schildert die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Kolumbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrh. bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. Wilh. Langenbeck. Mit 19 Bildnissen. (Bd. 174.)

Eine großzügige und fesselnde Darstellung der für uns so bedeutsamen Entwicklung des britischen Weltreichs, seiner inneren und äußeren Ausgestaltung als einer der gewaltigsten Erscheinungen der Weltgeschichte.

Napoleon I. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf. Mit einem Bildnis Napoleons. (Bd. 195.)

Will zum Verständnis für das System Napoleons führen und zeigen, wie die napoleonischen Kriege nur unter dem Gesichtswinkel der imperialistischen Politik zu verstehen sind.

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Charmatz. 2 Bände. (Bd. 242. 243.)

Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.)
Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)

Gibt zum ersten Male in lebendiger und klarer Sprache eine Gesamtdarstellung der Entstehung des modernen Österreichs, seiner interessanten, durch das Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren bedingten innerpolitischen Entwicklung seit 1848.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Ernst Daenell. (Bd. 147.)

Gibt eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart.

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major Otto von Sothen. Mit 9 Übersichtskarten. (Bd. 59.)

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Gegenwart.

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Alfred Meyer, Hauptmann im Kgl. Sächs. Inf.-Reg. Nr. 133 in Zwickau. Mit 3 Abbildungen im Text und zwei Tafeln. (Bd. 271.)

Stellt die ungeheuren Umwälzungen dar, welche die Entwicklung des modernen Verkehrswesens und der modernen Technik auf das Kriegswesen ausgeübt hat, wie sie bei einem europäischen Krieg der Zukunft in die Erscheinung treten würden.

Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

Bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem es zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt.

Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. (Bd. 157.)

Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Umfang sowie des Abrüstungsproblemes und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegung und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr Käthe Schirmacher. 2. Auflage. (Bd. 67.)

Unterrichtet eingehend und zuverlässig über die moderne Frauenbewegung aller Länder auf den Gebieten der Bildung, Arbeit, Sittlichkeit, Soziologie und Politik.

Hierzu siehe ferner:

H. v. Soden, Palästina und seine Geschichte. S. 3. **Thomsen,** Palästina nach den neuesten Ausgrabungen. S. 3. **Neurath,** Antike Wirtschaftsgeschichte. S. 15. **Geffcken,** Aus der Werdezeit des Christentums. S. 4. **Sell,** Christentum und Weltgeschichte. S. 4. **Weise,** Die deutschen Volksstämme und Landschaften. S. 17. **Matthaei,** Deutsche Baukunst im Mittelalter. S. 8. **Bähnisch,** Die deutschen Personennamen. S. 7. **Böckel,** Die deutsche Volkssage. S. 7. **Bruinier,** Das deutsche Volkslied. S. 7. **Paulsen,** Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. S. 1. **Knabe,** Geschichte des deutschen Schulwesens. S. 1. **Bruchmüller,** Der Leipziger Student von 1409—1909. S. 1. **Boehmer,** Luther im Lichte der neueren Forschung. S. 4. **Sodeur,** Johann Calvin. S. 4. **Boehmer,** Die Jesuiten. S. 4. **Muckle,** Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. S. 14. **Pohle,** Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. S. 14. **Laughlin,** Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. S. 14. **Schmidt,** Geschichte des Welthandels. S. 14. **Fried,** Internationales Leben der Gegenwart. S. 14. **Wislicenus,** Der Kalender. S. 24. **Weise,** Schrift- und Buchwesen. S. 7. **Ranck,** Geschichte der Gartenkunst. S. 9.

Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.

Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Prof. Dr. Eduard Hubrich. (Bd. 80.)

Zeigt den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte der preußischen Verfassung.

Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. Edgar Loening. 3. Auflage. (Bd. 34.)

Eine durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche das Verständnis des geltenden Rechtes fördernde Einführung in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches, soweit seine Kenntnis für jeden Deutschen erforderlich ist.

Finanzwissenschaft. Von Dr. S. P. Altmann. (Bd. 306.)

Ein Überblick über das Gesamtgebiet der Finanzwissenschaft, der jedem die Möglichkeit einer objektiv-wissenschaftlichen Beurteilung der Reichsfinanzreform bietet.

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. 4. Auflage. (Bd. 2.)

Schildert die sozialen Bewegungen und Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung von den altorientalischen und antiken Kulturvölkern an durch das Mittelalter bis zur Entstehung des modernen Sozialismus.



Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. Von Dr. Friedrich Muckle. 2 Bände. (Bd. 269. 270.)

Band I: Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. (Bd. 269.)
Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 270.)

Gibt eine seine philosophischen Grundlagen aufzeigende Darstellung der Entwicklung des sozialen Ideals im 19. Jahrhundert mit liebevoller Charakterisierung der Einzelpersönlichkeiten von Owen, Fourier, Weitling über Proudhon, Saint-Simon, Rodbertus bis zu Karl Marx und Lassalle.

Das internationale Leben der Gegenwart. Von Alfred H. Fried. Mit einer lithographischen Tafel. (Bd. 226.)

Ein „Baedeker für das internationale Land", der durch eine Zusammenstellung der internationalen Vereinbarungen und Einrichtungen nach ihrem Umfang und ihrer Wirksamkeit zu zeigen sucht, wie weit der internationale Zusammenschluß der Kulturwelt auf nationaler Grundlage bereits gediehen ist.

Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Bd. 118.)

Behandelt die Entwicklung des Handels vom Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Entdeckung Amerikas beginnt, und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann den ganzen Erdball erobert.

Geschichte d. deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Schildert die Entwicklung von primitivsten prähistorischen Anfängen bis zur heutigen Weltmachtstellung des deutschen Handels mit ihren Bedingungen und gibt ein übersichtliches Bild dieses weitverzweigten Organismus.

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Paul Arndt. (Bd. 179.)

Stellt unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande sowie die Ursachen der gegenwärtigen hervorragenden Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft dar, erörtert die Vorteile und Gefahren dieser Stellung eingehend und behandelt endlich die vielen wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, die sich aus Deutschlands internationaler Stellung ergeben.

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. 2. Auflage. Neubearbeitet von Dr. Hans Reinlein. (Bd. 42.)

Will Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeiführen und darlegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Von Prof. Dr. Ludwig Pohle. 2. Auflage. (Bd. 57.)

Eine objektive, ruhig abwägende Darstellung der gewaltigen Umwälzung, die das deutsche Wirtschaftsleben im Laufe des einen Jahrhunderts erfahren hat.

Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr. Walter Claaßen. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 215.)

Behandelt die natürlichen Grundlagen der Bodenbereitung, die Technik und Betriebsorganisation des Bodenbaues und der Viehhaltung, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Landbaues sowie die agrarpolitischen Fragen, ferner die Bedeutung des Menschen als Produktionsfaktor in der Landwirtschaft und andererseits die Rolle, die das Landvolk im Lebensprozesse der Nation spielt.

Innere Kolonisation. Von A. Brenning. (Bd. 261.)

Gibt in knappen Zügen ein vollständiges Bild von dem Stande der inneren Kolonisation in Deutschland als einer der volkswirtschaftlich, wie sozial und national wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.

Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. Laurence Laughlin. Mit 9 graphischen Darstellungen. (Bd. 127.)

Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die wirtschaftlichen Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen.

Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Karl Rathgen. (Bd. 72.)
Schildert auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen Land und Leute, Staat und Wirtschaftsleben sowie die Stellung Japans im Weltverkehr und ermöglicht so ein wirkliches Verständnis für die staunenswerte innere Neugestaltung des Landes in den letzten Jahrzehnten.

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen einen gemeinverständlichen Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Antike unter stetem Vergleich mit modernen Verhältnissen.

Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. Hans Kampffmeyer. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 259.)
Orientiert zum ersten Male umfassend über Ursprung und Geschichte, Wege und Ziele, Bedeutung und Erfolge der Gartenstadtbewegung.

Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. Max Haushofer. (Bd. 50.)
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Prof. Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst. (Bd. 78.)
Bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes unter besonderer Berücksichtigung der Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen.

Die Konsumgenossenschaft. Von Prof. Dr. Franz Staudinger. (Bd. 222.)
Stellt die Konsumgenossenschaft nach ihrer Bedeutung und ihren Grundlagen, ihrer geschichtlichen Entwicklung und heutigen Organisation und in ihren Kämpfen und Zukunftsaussichten dar.

Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Bd. 106.)
Behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Grundzüge des Versicherungswesens. Von Prof. Dr. Alfred Manes. (Bd. 105.)
Behandelt die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, ihre Entwicklung und Organisation, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, ebenso die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung usw.

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. Walter Lotz. 3. Auflage, fortgeführt bis 1909. (Bd. 15.)
Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. (Bd. 165.)
Eine umfassende Darstellung des gesamten Postwesens unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung sowie der Bedürfnisse der Praxis.

Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. Mit 4 Figuren. (Bd. 183.)
Gibt auf der Grundlage eingehender praktischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse einen Einblick in das für die heutige Kultur so bedeutungsvolle Gebiet der Telegraphie und seine großartigen Fortschritte.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Schildert unter klarer Veranschaulichung der zugrundeliegenden Prinzipien den Entwicklungsgang der Telegraphen- und Fernsprechtechnik von Flammenzeichen und Rufposten bis zum modernen Mehrfach- und Maschinentelegraphen und von Philipp Reis' und Graham Bells Erfindung bis zur Einrichtung unserer großen Fernsprechämter.

Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. Karl Thieß. (Bd. 169.)
Gibt in übersichtlicher Darstellung der großen für ihre Entwicklung und ihr Gedeihen in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte eine Nationalökonomik der deutschen Schiffahrt.

Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Josef Kohler. (Bd. 128.)
Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtspflege, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Kammergerichtsreferendar Dr. Albert Hellwig. (Bd. 212.)
Bietet eine Reihe interessanter Bilder aus dem Gebiete des kriminellen Aberglaubens, wie z. B. von modernen Hexenprozessen, Vampyrglauben, Sympathiekuren, verborgenen Schätzen, Meineidszeremonien usw.

Das dtsch. Zivilprozeßrecht. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)
Die erste zusammenfassende Orientierung auf Grund der neuen Zivilprozeßreform.

Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanwalt Paul Bienengräber. 2 Bände. (Bd. 219. 220.)
Band I: Die Familie. (Bd. 219.) Band II: Der Haushalt. (Bd. 220.)
Behandelt in anregender, durch zahlreiche, dem täglichen Leben entnommene Beispiele belebter Darstellung alle in der Familie und dem Haushalt vorkommenden Rechtsfragen und Rechtsfälle.

Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. Ludwig Wahrmund. (Bd. 115.)
Schildert die historische Entwicklung des Ehebegriffes nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite, untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes und behandelt darüber hinaus auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt Bernhard Tolksdorf. (Bd. 138.)
Behandelt die geschichtliche Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und führt in Sinn und Wesen des Patent-, Muster- und Warenzeichenrechts ein.

Die Miete nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanwalt Dr. Max Strauß. (Bd. 194.)
Will durch eine objektive, gemeinverständliche Darstellung des Mietrechts die beiden Gruppen Mieter und Vermieter über ihr gegenseitiges Verhältnis aufklären und gleichzeitig durch Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und Entscheidungen dem praktischen Juristen als Handbuch dienen.

Das Wahlrecht. Von Regierungsrat Dr. Oskar Poensgen. (Bd. 249.)
Bietet eine Würdigung der verschiedenen Wahlrechtssysteme und Bestimmungen sowie eine Übersicht über die heutzutage in den einzelnen Staaten geltenden Wahlrechte.

Hierzu siehe ferner:

Bloch, Soziale Kämpfe im alten Rom S. 10. Barth, Uns. Schutzgebiete nach ihren wirtschaftl. Verhältnissen. Im Lichte d. Erdkunde dargestellt S. 17. Pollitz, Psychologie des Verbrechers S. 6.

Erdkunde.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. 3. Auflage. (Bd. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, der Steppen- und Wüstenvölker, der Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

Wirtschaftl. Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. (Bd. 122.)
Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klarmachen und Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten erwecken.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. Oskar Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 16.)
Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen u. a. m.

Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von Dr. Adolf Heilborn. 2. Auflage. Mit 26 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 98.)
Gibt eine durch Abbildungen und Karten unterstützte objektive und allseitige Darstellung der geographischen und ethnographischen Grundlagen, wie der wirtschaftlichen Entwicklung unserer deutschen Kolonien.

Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Unsere kolonisatorischen Errungenschaften materieller und ideeller Art, wie auch die weitere Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete werden geographisch und statistisch begründet.

Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Bd. 163.)
Erörtert die Ursachen des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, sowie ihre wirtschaftsgeographische Bedeutung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

Der Orient. Eine Länderkunde. Von Ewald Banse. (Bd. 277. 278. 279.)
Band I. Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abbildungen, 10 Kartenskizzen, 3 Diagrammen und 1 Tafel. (Bd. 277.)
Band II. Der arabische Orient. Mit 29 Abbildungen und 7 Diagrammen. (Bd. 278.)
Band III. Der arische Orient. (Bd. 279.)
Der erste Band gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine lebendige Schilderung von Land, Leuten und wirtschaftlichen Verhältnissen in Marokko, Algier und Tunis, der zweite eine solche von Ägypten, Arabien, Syrien und Mesopotamien, der dritte von Kleinasien, Armenien und Iran.

Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. 2. Auflage. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Faßt in gedrängtem Überblick die Fortschritte und wichtigsten Ergebnisse der Nord- und Südpolarforschung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zusammen.

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Otto Janson. 2. Aufl. Mit 41 Figuren. (Bd. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Die Alpen. Von Hermann Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine umfassende Schilderung des Reiches der Alpen in landschaftlicher, erdgeschichtlicher, sowie klimatischer, biologischer, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht.

Anthropologie. Heilwissenschaft u. Gesundheitslehre.

Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 62.)
Bringt streng sachlich und doch durchaus volkstümlich das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten und den Tertiärmenschen zur Darstellung.

Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. Karl v. Bardeleben. In 5 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 201. 202. 203. 204. 263.)

I. Teil: Allgemeine Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Mit 69 Abbildungen. (Bd. 201.)
II. Teil: Das Skelett. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 202.)
III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem. Mit 68 Abbildungen. (Bd. 203.)
IV. Teil: Die Eingeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane). Mit 38 Abb. (Bd. 204.)
V. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 26 Abbildungen. (Bd. 263.)

In dieser Reihe von 5 Bänden wird die menschliche Anatomie in knappem, für gebildete Laien leicht verständlichem Texte dargestellt, wobei eine große Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen die Anschaulichkeit erhöht. Der erste Band enthält u. a. einiges aus der Geschichte der Anatomie von Homer bis zur Neuzeit, ferner die Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte, sowie Formen, Maß und Gewicht des Körpers. Im zweiten Band werden dann Skelett, Knochen und die Gelenke nebst einer Mechanik der letzteren, im dritten die bewegenden Organe des Körpers, die Muskeln, das Herz und die Gefäße, im vierten die Eingeweidelehre, namentlich der Darmtraktus, sowie die Harn- und Geschlechtsorgane, und im fünften werden die verschiedenen Ruhelagen des Körpers, Liegen, Stehen, Sitzen usw., sodann die verschiedenen Arten der Ortsbewegung, Gehen, Laufen, Tanzen, Schwimmen, Reiten usw., endlich die wichtigsten Bewegungen innerhalb des Körpers, die der Wirbelsäule, des Herzens und des Brustkorbes bei der Atmung zur Darstellung gebracht.

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. Heinrich Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 32.)

Erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen machen.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von weil. Prof. Dr. H. Buchner. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)

Unterrichtet über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über die wichtigsten Fragen der Hygiene.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Edmund Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen Diagnose und Therapie, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

Der Arzt. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfaden der sozialen Medizin. Von Dr. med. Moritz Fürst. (Bd. 265.)

Gibt einen vollständigen Überblick über das Wesen des ärztlichen Berufes in seinen verschiedenen Betätigungen und veranschaulicht die heutige soziale Bedeutung unseres Ärztestandes.

Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Prof. Dr. D. von Hansemann. (Bd. 83.)

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgendeiner Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Arten des Aberglaubens, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. Richard Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. (Bd. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil. Prof. Dr. Johannes Frentzel. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Geh. Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit 7 Abbildungen und 2 Tafeln. (Bd. 19.)

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Der Alkoholismus. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. In 3 Bänden. (Bd. 103. 104. 145.)

Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr zusammenhängenden sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme, und enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung.

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. Bruno Leick. (Bd. 152.)

Erörtert nach einem Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe und deren hauptsächlichste Erkrankungen die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen, wobei besonders eingehend die Pflege bei Infektionskrankheiten, sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt werden.

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele. Von Prof. Dr. Richard Zander. Mit 27 Figuren. (Bd. 48.)

Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Bd. 151.)

Erörtert an eingehend dargestellten Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 4 Abbildungen und 1 Tafel. (Bd. 251.)

Gibt in sachlicher, aber rückhaltlos offener Darlegung ein Bild von dem Wesen der Geschlechtskrankheiten und von ihren Erregern, erörtert ausführlich ihre Bekämpfung und Verhütung, mit besonderer Rücksicht auf das gefährliche Treiben der Prostitution und der Kurpfuscher, die persönlichen Schutzmaßregeln, sowie die Aussichten auf erfolgreiche Behandlung.

Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. Josef Klemens Kreibig. 2. Auflage. Mit 30 Abbildungen. (Bd. 27.)

Eine Darstellung der einzelnen Sinnesgebiete, der Organe und ihrer Funktionsweise, der als Reiz wirkenden äußeren Ursachen, sowie der Empfindungen nach Inhalt, Stärke und Merkmalen.

Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. Heinrich Rosin. (Bd. 312.)

Eine allgemeinverständliche Darstellung von Bau und Funktion des Herzens und der Blutgefäße, sowie den verschiedenen Formen ihrer Erkrankungen.

Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abbildungen. (Bd 149.)

Schildert die Anatomie des menschlichen Auges, sowie die Leistungen des Gesichtssinnes und behandelt die Hygiene des Auges, seine Erkrankungen und Verletzungen, Kurzsichtigkeit, Vererbung usw.

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. Paul H. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Bd. 136.)

Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne werden der Kehlkopf des Menschen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung erörtert.

Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege. Von Zahnarzt Fritz Jäger. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 229.)

Schildert Entwicklung und Aufbau, sowie die Erkrankungen der Zähne, die Wechselbeziehungen zwischen Zahnzerstörnis und Gesamtorganismus und die zur Schaffung und Erhaltung eines gesunden Gebisses dienlichen Maßnahmen.

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren. (Bd. 47.)

Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose.

Die krankheiterregenden Bakterien. Von Privatdozent Dr. Max Loehlein. Mit 31 Abbildungen. (Bd. 307.)

Gibt eine Darstellung der wichtigsten Errungenschaften der modernen Bakteriologie und eine Übersicht über die häufigen Infektionskrankheiten nach dem Stande der neueren Forschungen.

Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walter Kaupe. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 154.)

Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen in Betracht kommenden Fragen den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens werden besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Gesundheitslehre für Frauen. Von weil. Privatdozent Dr. Roland Sticher. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 171.)

Unterrichtet über den Bau des weiblichen Organismus und seine Pflege vom Kindesalter an, vor allem aber eingehend über den Beruf der Frau als Gattin und Mutter.

Naturwissenschaften. Mathematik.

Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren. (Bd. 40.)

Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und der allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Die Lehre von der Energie. Von Dr. Alfred Stein. Mit 13 Figuren. (Bd. 257.)

Vermittelt für jeden verständlich eine Vorstellung von der umfassenden Einheitlichkeit, die durch die Aufstellung des Energiegesetzes in unsere gesamte Naturauffassung gekommen ist.

Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. Gustav Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren. (Bd. 58.)

Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. Leo Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Bd. 17.)

Behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. Richard Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Auflage. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. Walter Löb. Mit 16 Figuren. (Bd. 264.)

Ermöglicht durch anschauliche Darstellung der den chemischen Vorgängen zugrunde liegenden allgemeinen Tatsachen, Begriffe und Gesetze ein gründliches Verständnis dieser und ihrer praktischen Anwendungen.

Die optischen Instrumente. Von Dr. Moritz von Rohr. Mit 84 Abbildungen. (Bd. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach den modernen Anschauungen, wobei das Ultramikroskop, die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht, die Prismen- und die Zielfernrohre, die Projektionsapparate und stereoskopischen Entfernungsmesser erläutert werden.

Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 284.)
Gibt eine von zahlreichen Abbildungen unterstützte Darstellung der spektroskopischen Forschung und ihrer weittragenden Ergebnisse für Wissenschaft und Technik.

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen. (Bd. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben und gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Theodor Hartwig. Mit 40 Abbildungen und 19 Tafeln. (Bd. 135.)
Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators.

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. Richard Börnstein. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 172.)
Behandelt ausführlich die Tatsachen und Gesetze der Wärmelehre, Ausdehnung erwärmter Körper und Temperaturmessung, Wärmemessung, Wärme- und Kältequellen, Wärme als Energieform, Schmelzen und Erstarren, Sieden, Verdampfen und Verflüssigen, Verhalten des Wasserdampfes in der Atmosphäre, Dampf- und andere Wärmemaschinen und schließlich die Bewegung der Wärme.

Die Physik der Kälte. Von Dr. Heinrich Alt. (Bd. 311.)
Ein Überblick über die künstliche Erzeugung tiefster Temperaturen und ihre so wichtige technische Verwendung.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. Reinhart Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abbildungen. (Bd. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die außerordentliche Bedeutung derselben für unser Wohlergehen.

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
Gibt eine zusammenfassende Darstellung unseres gesamten Wissens über das Wasser, dies Lebenselement der Erde, unter besonderer Berücksichtigung des praktisch Wichtigen.

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Figuren. (Bd. 187.)
Will einen Einblick in die wichtigsten theoretischen Erkenntnisse der organischen Chemie geben und das Verständnis für ihre darauf begründeten praktischen Entdeckungen und Erfindungen vermitteln.

Der Luftstickstoff u. seine Verwertung. Von Prof. Dr. Karl Kaiser. (Bd. 313.)
Ein Überblick über Wesen, Bedeutung und Geschichte dieses wichtigsten und modernsten Problems der Agrikulturchemie bis auf die neuesten erfolgreichen Versuche zu seiner Lösung.

Die Erscheinungen des Lebens. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 40 Figuren. (Bd. 130.)
Sucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem es nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Äußerungen des Lebens, wie Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, den Tod und die Variabilität behandelt.

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. Richard Hesse. 3. Auflage. Mit 37 Figuren. (Bd. 39.)
Gibt einen kurzen, aber klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre und sucht die Frage, wie die Umwandlung der organischen Wesen vor sich gegangen ist, nach dem neuesten Stande der Forschung zu beantworten.

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen und 4 Doppeltafeln. (Bd. 70.)
Eine gemeinverständliche, streng sachliche Darstellung der bedeutsamen Ergebnisse der modernen Forschung über das Befruchtungsproblem.

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. Paul Gisevius. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 173.)
Eine leichtfaßliche Darstellung alles dessen, was uns allgemein an der Pflanze interessiert, eine kleine „Botanik des praktischen Lebens".

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen. (Bd. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. Karl Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Figuren. (Bd. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 153.)
Schildert unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes, und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes. Ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Kolonialbotanik. Von Privatdoz. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
Schildert die allgemeinen Grundlagen und Methoden tropischer Landwirtschaft und behandelt im besonderen die bekanntesten Kolonialprodukte, wie Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle usw.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. Arwed Wieler. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 132.)
Behandelt Kaffee, Tee und Kakao, sowie Mate und Kola in bezug auf die Art und Verbreitung der Stammpflanzen, ihre Kultur und Ernte bis zur Gewinnung der fertigen Ware.

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer Ernst Neukauf. Mit 100 Abbildungen. (Bd. 181.)
Eröffnet einen Einblick in den staunenswerten Formenreichtum des mikroskopischen Pflanzenlebens und lehrt den Ursachen ihrer wunderbaren Lebenserscheinungen nachforschen.

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Bd. 160.)
Eröffnet dem Naturfreunde ein Bild reichen Lebens im Wassertropfen und sucht ihn zugleich zu eigener Beobachtung anzuleiten.

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)
Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdoz. Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)
Stellt die charakteristischen Eigenschaften aller Tiere — Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung — dar und sucht die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich zu machen.

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. Wilhelm Lubosch. Mit 107 Abbildungen. (Bd. 282.)
Gibt eine auf dem Entwicklungsgedanken aufgebaute allgemeinverständliche Darstellung eines der interessantesten Gebiete der modernen Naturforschung.

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. Carl Keller. Mit 28 Abbildungen. (Bd. 252.)
Schildert eingehend den Verlauf der Haustierwerdung, die allmählich eingetretene Umbildung der Rassen sowie insbesondere die Stammformen und Bildungsherde der einzelnen Haustiere.

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 77 Abbildungen. (Bd. 253.)
Gewährt durch anschauliche Schilderung der zu den wechselvollsten und überraschendsten biologischen Tatsachen gehörenden Formen der tierischen Fortpflanzung sowie der Brutpflege Einblick in das mit der menschlichen Sittlichkeit in so engem Zusammenhang stehende Tatsachengebiet.

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. Alwin Voigt. (Bd. 221.)
Will durch Schilderung des deutschen Vogellebens in der Verschiedenartigkeit der Daseinsbedingungen in den wechselnden Landschaften die Kenntnis der charakteristischen Vogelarten und namentlich auch ihrer Stimmen fördern.

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. Wilhelm R. Eckardt. (Bd. 218.)
Eine wissenschaftliche Erklärung der rätselhaften Tatsachen des Vogelzugs und der daraus entspringenden praktischen Forderungen des Vogelschutzes.

Korallen und andere gesteinsbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 231.)
Schildert die gesteinsbildenden Tiere, vor allem die für den Bau der Erdrinde so wichtigen Korallen nach Bau, Lebensweise und Vorkommen.

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. Otto Maas. Mit 11 Karten und Abbildungen. (Bd. 139.)
Zeigt die Tierwelt als Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres von dessen Lebensbedingungen wie von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen, und betrachtet an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt.

Die Bakterien. Von Prof. Dr. Ernst Gutzeit. Mit 13 Abbild. (Bd. 233.)
Setzt, gegenüber der laienhaften Identifikation von Bakterien und Krankheiten, die allgemeine Bedeutung der Kleinlebewelt für den Kreislauf des Stoffes in der Natur und dem Haushalt des Menschen auseinander.

Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. Kurt Lampert. Mit 52 Abbildungen. (Bd. 236.)
Gibt einen allgemeinverständlichen Überblick über die Gesamtheit des Tier- und Pflanzenreiches, über den Aufbau der Organismen, ihre Lebensgeschichte, ihre Abhängigkeit von der äußeren Umgebung und die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern der belebten Natur.

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 148.)
Die merkwürdigen, oft erstaunlichen Verschiedenheiten in Aussehen und Bau der Tiergeschlechter werden durch zahlreiche Beispiele aus allen Gruppen auf wissenschaftlicher Grundlage dargestellt.

Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. (Bd. 94.)
Faßt die Ergebnisse der Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und die ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, und über die Sinnestätigkeit der Ameisen zusammen.

Das Süßwasser-Plankton. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 156.)
Gibt eine Anleitung zur Kenntnis jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. Karl Eckstein. 2. Auflage. Mit 51 Figuren. (Bd. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf zwischen Mensch und Tier erfährt eine eingehende Darstellung, wobei besonders die Kampfmittel beider Gegner, hier Schußwaffen, Fallen, Gifte oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit geschildert werden.

Wind und Wetter. Von Prof. Dr. Leonhard Weber. 2. Auflage. Mit 28 Figuren und 3 Tafeln. (Bd. 55.)
Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Der Bau des Weltalls. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 3. Auflage. Mit 26 Figuren. (Bd. 24.)
Gibt eine anschauliche Darstellung vom Bau des Weltalls wie der einzelnen Weltkörper und der Mittel zu ihrer Erforschung.

Entstehung der Welt und der Erde, nach Sage und Wissenschaft. Von Geh. Regierungsrat Prof. D. M. B. Weinstein. (Bd. 223.)
Zeigt, wie die Frage der Entstehung der Welt und der Erde in den Sagen aller Völker und Zeiten und in den Theorien der Wissenschaft beantwortet worden ist.

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. Samuel Oppenheim. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 110.)
Schildert den Kampf des geozentrischen und heliozentrischen Weltbildes, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Der Mond. Von Prof. Dr. Julius Franz. Mit 31 Abbild. (Bd. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde, anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Die Planeten. Von Prof. Dr. Bruno Peter. Mit 18 Figuren. (Bd. 240.)
Bietet unter steter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung unserer Erkenntnis eine eingehende Darstellung der einzelnen Körper unseres Planetensystems und ihres Wesens.

Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)
Erklärt die für unsere Zeitrechnung bedeutsamen astronomischen Erscheinungen und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben.

Aus der Vorzeit der Erde. Von Prof. Dr. Fritz Frech. In 5 Bänden. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 207—211.)
In 5 Bänden wird eine vollständige Darstellung der Fragen der allgemeinen Geologie und physischen Erdkunde gegeben, wobei Übersichtstabellen die Fachausdrücke und die Reihenfolge der geologischen Perioden erläutern und auf neue, vorwiegend nach Original-Photographien angefertigte Abbildungen und auf anschauliche, lebendige Schilderung besonders Wert gelegt ist.

Band I: Gebirgsbau, Erdbebenlehre und Vulkanismus. (Bd. 207.)
Band II: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. (Bd. 208.)
Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Eine Einleitung in die physikalische Geologie. Mit 51 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. (Bd. 209.)
Behandelt als eines der interessantesten Gebiete der Geologie die Arbeit fließenden Wassers, Talbildung u. Karstphänomen, Höhlenbildung u. Schlammvulkane, Wildbäche, Quellen u. Grundwasser.
Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Textabbildungen. (Bd. 210.)
Behandelt die grundlegenden erdgeschichtlichen Vorgänge der Bodenbildung und Abtragung, der Küstenbrandung und maritimen Gesteinsbildung und schließlich die Geographie der großen Ozeane in Vergangenheit und Zukunft.
Band V: Gletscher und Eiszeit. (Bd. 211.)

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Paul Crantz. In 2 Bänden. Mit Figuren. (Bd. 120. 205.)
I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Auflage. Mit 9 Figuren. (Bd. 120.)
II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. Mit 21 Figuren. (Bd. 205.)
Band I unterrichtet in leicht faßlicher, für das Selbststudium geeigneter eingehender Darstellung unter Beifügung ausführlich berechneter Beispiele über die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, Band II ebenso über Gleichungen höheren Grades, arithmetische und geometrische Reihen, Zinseszins- und Rentenrechnung, komplexe Zahlen und über den binomischen Lehrsatz.

Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht. Von Prof. Dr. Gerhard Kowalewski. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)
Will, ohne große Kenntnis vorauszusetzen, in die moderne Behandlungsweise der Infinitesimalrechnung einführen, die die Grundlage der gesamten mathematischen Naturwissenschaft bildet.

Mathematische Spiele. Von Dr. Wilhelm Ahrens. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)
Ein kurzweiliger und doch zuverlässiger Führer für jeden, dem das tiefere Verständnis der täglich von ihm geübten Unterhaltungsspiele Freude macht.

Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. Max Lange. Mit den Bildnissen E. Laskers und P. Morphys, 1 Schachbrettafel und 43 Darstellungen von Übungsspielen. (Bd. 281.)
Sucht durch eingehende, leichtverständliche Einführung in die Spielgesetze sowie durch eine größere, mit Erläuterungen versehene Auswahl interessanter Schachgänge berühmter Meister diesem anregendsten und geistreichsten aller Spiele neue Freunde und Anhänger zu werben.

Hierzu siehe ferner:
Janson, Meeresforschung und Meeresleben S. 17.

Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ing. Wilhelm Launhardt. 2. Aufl. Mit 16 Abbildungen. (Bd. 23.)
Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Die Uhr. Von Reg.-Bauführer a. D. H. Bock. Mit 47 Abbild. (Bd. 216.)
Behandelt Grundlagen und Technik der Zeitmessung, sowie eingehend, durch zahlreiche technische Zeichnungen unterstützt, den Mechanismus der Zeitmesser und der feinen Präzisionsuhren nach seiner theoretischen Grundlage wie in seinen wichtigsten Teilen.

Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 60.)
Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Aegypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen. (Bd. 28.)
Führt eine Reihe interessanter Ingenieurbauten, die Gebirgsbahnen und die Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

Der Eisenbetonbau. Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)
Gibt eine fachmännische und dabei doch allgemein verständliche Darstellung dieses neuesten, in seiner Bedeutung für Hoch- und Tiefbau, Brücken- und Wasserbau stetig wachsenden Zweiges der Technik.

Das Eisenhüttenwesen. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Hermann Wedding. 3. Auflage. Mit 15 Figuren. (Bd. 20.)
Schildert, wie Eisen erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird, wobei besonders der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen dargestellt und die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert werden.

Die Metalle. Von Prof. Dr. Karl Scheid. 2. Auflage. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften, Verwendung und Verbreitung.

Mechanik. Bd. I. Die Mechanik der festen Körper. Von Geh. Regierungsrat Albrecht von Ihering. Mit 61 Abbildungen. (Bd. 303.)
Durch Anwendung der graphischen Methode und Einfügung instruktiver Beispiele eine ausgezeichnete Darstellung der Grundlehren der Mechanik der festen Körper.
Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper. (In Vorbereitung.)
Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper. (In Vorbereitung.)

Maschinenelemente. Von Prof. Richard Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)
Eine Übersicht über die Fülle der einzelnen ineinandergreifenden Teile, aus denen die Maschinen zusammengesetzt sind, und ihre Wirkungsweise.

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Prof. Richard Vater. Mit 67 Abbildungen. (Bd. 196.)
Eine für weitere Kreise bestimmte, durch zahlreiche einfache Skizzen unterstützte Abhandlung über die Hebezeuge, wobei das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper nach dem neuesten Stande der Forschungen eingehend behandelt wird.

Dampf und Dampfmaschine. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 63.)
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Prof. Richard Vater. 3. Auflage. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 21.)
Gibt eine die neuesten Fortschritte berücksichtigende Darstellung des Wesens, Betriebes und der Bauart der immer wichtiger werdenden Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen.

Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 48 Abbildungen. (Bd. 86.)
Will ein Urteil über die Konkurrenz der modernen Wärmekraftmaschinen nach ihren Vor- und Nachteilen ermöglichen und weiter in Bau und Wirkungsweise der Dampfturbine einführen.

Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte. Von Geh. Regierungsrat Albrecht v. Ihering. Mit 73 Figuren. (Bd. 228.)
Führt von dem primitiven Mühlrad bis zu den großartigen Anlagen, mit denen die moderne Technik die Kraft des Wassers zu den gewaltigsten Leistungen auszunutzen versteht.

Landwirtsch. Maschinenkunde. Von Prof. Dr. Gust. Fischer. (Bd. 316.)
Ein Überblick über die verschiedenen Arten der landwirtschaftlichen Maschinen und ihre modernsten Vervollkommnungen.

Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Prof. Dr. Friedrich Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 71.)
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die moderne Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

Heizung und Lüftung. Von Ingenieur Johann Eugen Mayer. Mit 40 Abbildungen. (Bd. 241.)
Will über die verschiedenen Lüftungs- und Heizungsarten menschlicher Wohn- und Aufenthaltsräume orientieren und zugleich ein Bild von der modernen Lüftungs- und Heizungstechnik geben, um dadurch Interesse und Verständnis für die dabei in Betracht kommenden, in gesundheitlicher Beziehung so überaus wichtigen Gesichtspunkte zu erwecken.

Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. Ernst Biedermann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)
Behandelt die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik, Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abbild. (Bd. 166.)
Gibt einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, wobei besonders das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Steuerung, Bereifung usw. besprochen werden.

Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rudolf Blochmann. Mit 128 Abbildungen. (Bd. 168.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Eine erschöpfende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, der rechtlichen und technischen Grundlagen sowie der Organisation und der verschiedenen Betriebsformen des Telegraphie- und Fernsprechwesens der Erde.

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor Helmuth Brick. Mit 47 Abb. (Bd. 285.)
Gibt, ohne auf technische Einzelheiten einzugehen, durch Illustrationen unterstützt, nach einer elementaren Darstellung der Theorie der Leitung, einen allgemein verständlichen Überblick über die Herstellung, Beschaffenheit und Wirkungsweise aller zur Übermittlung von elektrischem Strom dienenden Leitungen.

Die Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustrationen. (Bd. 167.)
Nach eingehender Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen Konstruktionstypen vorgeführt, wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und Wirtschaftsleben sowie die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Nautik. Von Oberlehrer Dr. Johannes Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)
Gibt eine allgemeinverständliche Übersicht über das gesamte Gebiet der Steuermannskunst, die Mittel und Methoden, mit deren Hilfe der Seemann sein Schiff sicher über See bringt.

Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. Raimund Nimführ. 2. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)
Bietet eine umfassende Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen und technischen Entwicklung der Luftschiffahrt, indem es vor allem das Problem des Vogelfluges und das aerostatische und aerodynamische Prinzip des künstlichen Fluges behandelt und eine ausführliche, durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Beschreibung der verschiedenen Konstruktionen von Luftschiffen, von der Montgolfiere bis zum Motorballon und zum modernen Aeroplan gibt.

Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen. (Bd. 108.)
Behandelt die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung.

Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. Artur Müller. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 191.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der Ziele und Hilfsmittel der chemischen Technik im allgemeinen, wie der wichtigsten Gebiete (z. B.: Schwefelsäure, Soda, Chlor, Salpetersäure, Teerdestillation, Farbstoffe) im besonderen.

Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. Mit 21 Abbild. (Bd. 314.)
Eine allgemeinverständliche Übersicht über Geschichte, Aufgaben, Methoden, Resultate und Erfolge dieses volkswirtschaftlich so wichtigen Zweiges der angewandten Chemie.

Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rud. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)
Gibt eine allgemeinverständliche, umfassende Schilderung des Gebietes der Sprengstoffe, ihrer Geschichte und ihrer Herstellung bis zur modernen Sprengstoffgroßindustrie, ihrer Fabrikation, Zusammensetzung und Wirkungsweise sowie ihrer Anwendung auf den verschiedenen Gebieten.

Photochemie. Von Prof. Dr. Gottfried Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)
Erklärt in einer für jeden verständlichen Darstellung die chemischen Vorgänge und Gesetze der Einwirkung des Lichtes auf die verschiedenen Substanzen und ihre praktische Anwendung, besonders in der Photographie, bis zu dem jüngsten Verfahren der Farbenphotographie.

Elektrochemie. Von Prof. Dr. Kurt Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)
Eröffnet einen klaren Einblick in die wissenschaftlichen Grundlagen dieses modernsten Zweiges der Chemie, um dann seine glänzenden technischen Erfolge vor Augen zu führen.

Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. Johannes Bongardt. In 2 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 125. 126.)
I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. (Bd. 125.)
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bd. 126.)
Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

Chemie in Küche und Haus. Von weil. Prof. Dr. Gustav Abel. 2. Aufl. von Dr. Joseph Klein. Mit einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Bd. 76.)
Gibt eine vollständige Übersicht und Belehrung über die Natur der in Küche und Haus sich vollziehenden mannigfachen chemischen Prozesse.

Hierzu siehe ferner:

Unger, Wie ein Buch entsteht. S. 7. **Bruns**, Die Telegraphie. S. 15. **Graetz**, Das Licht und die Farben. S. 20. **Alt**, Die Physik der Kälte. S. 21. **Bavink**, Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. S. 21. **Kaiser**, Der Luftstickstoff. S. 21.

Bisher sind erschienen:

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. (I. 1.) [XV u. 671 S.] Lex.-8. 1906. Geh. M 16.—, in Leinwand geb. M 18.—.

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbe-Museen: L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die orientalischen Religionen mit Einleitung „Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker". (I. III. 1.) [VII u. 267 S.] Lex.-8. 1906. Geh. M 7.—, in Leinwand geb. M 9.—.

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — I. Die ägyptische Religion: Adolf Erman. — II. Die asiatischen Religionen. Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. Die indische Religion: H. Oldenberg. Die iranische Religion: H. Oldenberg. Die Religion des Islams: J. Goldziher. Der Lamaismus: A. Grünwedel. Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz. b) Der Buddhismus: H. Haas.

Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion. (I. 4.) [X u. 752 S.] Lex.-8. 1906. Geh. M 16.—, in Leinwand geb. M 18.—. Auch in zwei Hälften:

I. Geschichte der christlichen Religion. Geh. M 9.60, geb. M 11.—.

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: F. X. Funk. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

II. Systematische christliche Theologie. Geh. M 6.60, geb. M 8.—

Inhalt: Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie. (I. 5.) [VIII u. 572 S.] Lex.-8. 1909. Geh. M 12.—, in Leinwand geb. M 14.—.

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: Wilhelm Wundt. I. Die indische Philosophie: Hermann Oldenberg. II. Die islamische und die jüdische Philosophie: Ignaz Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: Wilhelm Grube. IV. Die japanische Philosophie: Tetsujiro Inouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: Hans von Arnim. VI. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Clemens Bäumker. VII. Die neuere Philosophie: Wilh. Windelband.

Systematische Philosophie. (I. 6.) 2., durchgesehene Aufl. [X u. 435 S.] Lex.-8. 1908. Geh. M 10.—, in Leinwand geb. M 12.—.

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: Wilhelm Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: Alois Riehl. II. Metaphysik: Wilhelm Wundt. III. Naturphilosophie: Wilhelm Ostwald. IV. Psychologie: Hermann Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: Rudolf Eucken. VI. Ethik: Friedrich Paulsen. VII. Pädagogik: Wilhelm Münch. VIII. Ästhetik: Theodor Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Friedrich Paulsen.

Die orientalischen Literaturen mit Einleitung „Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker". (I. 7.) [IX u. 419 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Die Anfänge der Literatur und die Lit. der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Lit.: A. Erman. Die babylonisch-assyrische Lit.: C. Bezold. Die israelitische Lit.: H. Gunkel. Die aramäische Lit.: Th. Nöldeke. Die äthiopische Lit.: Th. Nöldeke. Die arabische Lit.: M. J. de Goeje. Die indische Lit.: R. Pischel. Die altpersische Lit.: K. Geldner. Die mittelpersische Lit.: P. Horn. Die neupersische Lit.: P. Horn. Die türkische Lit.: P. Horn. Die armenische Lit.: F. N. Finck. Die georgische Lit.: F. N. Finck. Die chinesische Lit.: W. Grube. Die japanische Lit.: K. Florenz.

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. (I. 8.) 2. Auflage. [VIII u. 494 S.] Lex.-8. 1907. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Die griechische Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. Die griechische Sprache: J. Wackernagel. II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. Die lateinische Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen. (I. 9.) [VIII u. 396 S.] 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die russische Literatur: A. Wesselovsky. Die polnische Literatur: A. Brückner. Die böhmische Literatur: J. Máchal. Die südslawischen Literaturen: M. Murko. Die neugriechische Literatur: O. Thumb. Die ungarische Literatur: Fr. Riedl. Die finnische Literatur: E. N. Setälä. Die estnische Literatur: G. Suits. Die litauische Literatur: A. Bezzenberger. Die lettische Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluß des Keltischen. (I. XI. 1.) [VII u. 499 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.—, in Leinwand geb. ℳ 14.—.

Inhalt: I. Die keltischen Literaturen. 1. Sprache und Literatur der Kelten im allgemeinen: Heinrich Zimmer. 2. Die einzelnen keltischen Literaturen. a) Die irisch-gälische Literatur: Kuno Meyer. b) Die schottisch-gälische und die Manx-Literatur. c) Die kymrische (walisische) Literatur. d) Die kornische und die bretonische Literatur: Ludwig Christian Stern. — II. Die romanischen Literaturen. 1. Frankreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. 2. Italien bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 3. Die kastilische und portugiesische Literatur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 4. Frankreich bis zur Romantik. 5. Die übrige Romania bis zur Romantik. 6. Das 19. Jahrhundert: Heinrich Morf. — III. Die romanischen Sprachen: Wilhelm Meyer-Lübke.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit (bis zur französ. Revolution). (II. V. 1.) Bearb. v. F. v. Bezold, E. Gothein und R. Koser. [VI u. 349 S.] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 9.—, in Lwd. geb. ℳ 11.—.

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Revolution. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: Friedrich von Bezold. II. Staat und Gesellschaft des Zeitalters der Gegenreformation: Eberh. Gothein. III. Staat und Gesellschaft zur Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: Reinh. Koser.

Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Staates und der Gesellschaft. (II. 2.)

Inhalt: I. Anfänge der Verfassung und der Verwaltung; Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. II. Orientalische Verfassung und Verwaltung des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter und Neuzeit. a) Nordafrikanische und westafrikanische (islamische) Verfassung und Verwaltung: M. Hartmann. b) Ostasiatische Verfassung und Verwaltung: O. Franke. III. Europäische Verfassung und Verwaltung. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter: A. Luschin v. Ebengreuth. 3. Neuzeit: O. Hintze.

Staat und Gesellschaft des Orients. (II. 3.)

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. — II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. A. Altertum. G. Maspero. B. Mittelalter und Neuzeit. 1. Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens. (Die islamischen Völker): M. Hartmann. 2. Staat und Gesellschaft Ostasiens. a) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. b) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Systematische Rechtswissenschaft. (II. 8.) [X, LX u. 526 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 14.—, in Leinwand geb. ℳ 16.—.

Inhalt: Allgemeines Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. Die einzelnen Teilgebiete: Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. Handels- und Wechselrecht: G. Gareis. Versicherungsrecht: V. Ehrenberg. Internationales Privatrecht: L. v. Bar. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. Strafrecht und Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. Kirchenrecht: W. Kahl. Staatsrecht: P. Laband. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. Polizei und Kulturpflege: E. Bernatzik. Völkerrecht: F. v. Martitz. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (II. X. 1.) Von W. Lexis. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—.

Inhalt. Einleitung. — Der Kreislauf der Volkswirtschaft. I. Der Wert. II. Die Nachfrage. III. Die Produktion. IV. Kapitalvermögen und Unternehmung. V. Das Angebot. VI. Die Preisbildung. VII. Handel und Preise. VIII. Das Geld. IX. Kredit- und Bankwesen. X. Der Wert der Geldeinheit. XI. Das Einkommen. XII. Näheres über Arbeitseinkommen und Kapitalgewinn. XIII. Die Grundrente. XIV. Produktion und Einkommen. XV. Krisen. XVI. Die Konsumtion. XVII. Produktion und Verteilung. XVIII. Zukunftsaussichten.

In Vorbereitung befinden sich:

Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften. (I. 2.) — Europäische Religion des Altertums. (I. III. 2.) — Deutsche Literatur und Sprache. (I. 10.) — Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft. (I. XI. 2.) — Die Musik. (I. 12.) — Orientalische Kunst. Europäische Kunst des Altertums. (I. 13.) — Europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft. (I. 14.) — Völker-, Länder- und Staatenkunde. (II. 1.) — Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter. (II. 4.) — Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit. (II. V. 2.) — System der Staats- und Gesellschafts-Wissenschaft. (II. 6.) — Allgemeine Rechtsgeschichte mit Geschichte der Rechtswissenschaft. (II. 7.) — Allgemeine Wirtschaftsgeschichte mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre. (II. 9.)

Urteis

farbige K... ngen.

„.... Doch wird man auch aus dieser nur einen beschränkten Teil der vorhandenen Bilder umfassenden Aufzählung den Reichtum des Dargebotenen erkennen. Indessen es genügt nicht, daß die Bilder da sind, sie müssen auch gekauft werden. Sie müssen vor allen Dingen an die richtige Stelle gebracht werden. Für öffentliche Gebäude und Schulen soll...
werden sie die Mittel f...
m n sich vor allen Din...
zu Weihnachten, zu Ge...
merken. Eine derarti...
ist ein Geschenk, das...
kleinen Blättern erhält...
erschwinglich ist, ein d...



. Oßwald: Auf der Heide

Verkleinerte farbige ...

„Von den Bildunternehm...
Bewegung' entsprungen sind, ...
künstlerischen Wandschmuck für...
herausgibt.... Wir haben...
Sache mit rechtem Verstän...
uns — fördern wir es, ...

„Alt und jung ...
Wirkungen, die hier f...
einmal etwas, was ...
übertreten kann."

...Es ist unseres...
als an vielen hundert...
Wissen zu lernen, statt...

Illustrierter ...

...ung von 3...

